

Jules Verne

Bekannte und unbekannte Welten

Das erzählerische Werk



Herausgegeben von Wolfgang Thadewald

Paris im 20. Jahrhundert

ePUB

4

Jules Verne

Paris im 20. Jahrhundert

O schrecklicher Einfluß jener
Rasse, die weder Gott noch
König dient, ergeben den
weltlichen Wissenschaften,
den gemeinen Maschinenberufen!
Was würde sie nicht
alles anstellen, ließe man ihr
freie Hand, zügellos hingegeben
jenem unheilvollen
Geist des Wissens, Erfindens
und Perfektionierens.

Paul-Louis Courier

Erstes Kapitel

Erste Allgemeine Bildungskreditbank

Am 13. August 1960 strömte ein Teil der Pariser Bevölkerung zu den zahlreichen Stationen der innerstädtischen Eisenbahn und fuhr über die verschiedenen Gleisanschlüsse bis dorthin, wo sich einst das Marsfeld erstreckt hatte.

Es war der Tag, an dem in der *Ersten Allgemeinen Bildungskreditbank,* einer Schule öffentlichen Rechts, die Auszeichnungen verteilt wurden. Seine Exzellenz, der Minister für die Verschönerung von Paris, sollte bei diesen Feierlichkeiten den Vorsitz führen.

Die *Erste Allgemeine Bildungskreditbank* entsprach voll und ganz den industriellen Tendenzen des Jahrhunderts: was vor hundert Jahren noch Fortschritt hieß, hatte sich ungeheuer entwickelt. Das Monopol, dieses Nec plus ultra der Vollkommenheit, hielt das gesamte Land in seinen Klauen; Gesellschaften schossen aus dem Boden, verzweigten und entfalteten sich, die unsere Väter durch ihre unerwarteten Erfolge wohl in Erstaunen versetzt hätten.

An Geld fehlte es nicht, doch zu einem bestimmten Zeitpunkt lief es Gefahr, ungenutzt liegenzubleiben, als nämlich die Eisenbahn aus der privaten Hand in

jene des Staates überging; da kam es zu einem Überschuß an Kapital, und mehr noch an Kapitalisten auf der Suche nach Finanzspekulationen oder Industriegeschäften.

Deshalb sollten wir auch nicht über Dinge staunen, die einen Pariser des 19. Jahrhunderts überrascht hätten, wie, unter anderen Wunderwerken, die Schaffung einer Bildungskreditbank. Diese Gesellschaft arbeitete, unter der finanziellen Leitung des Barons von Vercampin, seit rund dreißig Jahren mit Erfolg.

Durch eine gezielte Vermehrung von Universitätszweigstellen, Gymnasien, Oberschulen, Grundschulen, christlichen Pensionaten, Vorbereitungsklassen, Seminaren, Vorlesungen, Asylräumen, Waisenheimen war eine durchschnittliche Bildung bis in die letzten Schichten der gesellschaftlichen Ordnung gedrungen. Auch wenn niemand mehr las, so konnte doch jeder lesen, ja sogar schreiben; da war kein Sohn eines ehrgeizigen Handwerkers, eines heruntergekommenen Bauern, der nicht Anspruch auf eine Stelle in der Verwaltung erhoben hätte; das Beamtentum entwickelte sich in allen nur möglichen Formen; später werden wir sehen, welches Angestelltenheer von der Regierung im Gleichschritt geführt wurde, und zwar militärisch.

Hier geht es nur darum zu erklären, wie die Mittel der Ausbildung mit der Zahl der auszubildenden Menschen zunehmen mußten. Hatte man im neunzehnten Jahrhundert nicht die Immobiliengesellschaften, die Unternehmerkonsortien, die Bodenkreditbank erfunden, als man ein neues Frankreich und ein neues Paris schaffen wollte?

Nun besteht aber zwischen Konstruktion und Instruktion für Geschäftsleute kein großer Unterschied, da im Grunde genommen die Instruktion nichts anderes als eine Art von Bauwerk ist, nur etwas weniger solide.

Eben dies dachte im Jahre 1937 der durch seine weitverzweigten Geldgeschäfte allseits bekannte Baron von Vercampin; er hatte die Idee, eine riesige Oberschule zu gründen, in welcher der Baum der Lehre alle seine Äste entfalten konnte, wobei er übrigens dem Staat die Sorge überlies, diesen nach Lust und Laune zu stutzen, auszuschneiden und von Ungeziefer zu säubern.

Der Baron schloß die Gymnasien von Paris und der Provinz, Sainte-Barbe und Rollin, die verschiedenen Einzelinstitute, in einer einzigen Anstalt zusammen; darin zentralisierte er das Unterrichtswesen von ganz Frankreich; das Kapital folgte seinem Ruf, denn er präsentierte die Sache als Industrieunternehmen. Die Geschicklichkeit des Barons war eine Garantie, was die finanzielle Seite betraf.

Das Geld strömte herbei. Die Gesellschaft wurde gegründet.

Im Jahre 1937, unter der Herrschaft Napoleons V., startete er das Geschäft. Seine Reklameschrift wurde in vierzig Millionen Exemplaren gedruckt. Obenauf stand zu lesen:

Erste Allgemeine Bildungskreditbank

Aktiengesellschaft, gegründet durch den in Gegenwart von Rechtsanwalt Mocquart und seinem Amtskollegen, beide Notare zu Paris, am 6. April 1937 unterzeichneten Vertrag und genehmigt durch kaiserliches Dekret vom 19. Mai 1937.

Stammkapital: einhundert Millionen Franc, aufgeteilt in 100000 Aktien zu je 1000 Franc.

Aufsichtsrat:

Baron von Vercampin, C. , *Vorsitzender*

de Montaut, O , Direktor der Eisenbahnlinie von Orléans

Garassu, Bankier

zwei stellvertretende Vorsitzende

Marquis von Amphisbon, G O , *Senator*

Roquamon, Oberst der Gendarmerie, G.C.

Dermangent, Abgeordneter

Frappeloup, *, Generaldirektor der Bildungskreditbank

Es folgten die mit größter Sorgfalt in Finanzsprache abgefaßten Statuten der Gesellschaft. Wie man sieht, weder der Name eines Gelehrten noch der eines Professors im Aufsichtsrat. Für ein kommerzielles Unternehmen war dies vertrauenerweckender.

Ein Regierungsinspektor überwachte das Wirken der Kompanie und erstattete

dem Minister für die Verschönerung von Paris Bericht.

Der Einfall des Barons war gut und ausgesprochen praktisch, und so war ihm über alle Erwartungen hinaus Erfolg beschert. 1960 zählte die Bildungskreditbank nicht weniger als 157342 Schüler, denen die Wissenschaft mit mechanischen Mitteln eingeflößt wurde.

Wir müssen eingestehen, daß man das Studium der schönen Literatur, der alten Sprachen (Französisch eingeschlossen) mehr oder weniger geopfert hatte; Latein und Griechisch waren nicht nur tote, sondern begrabene Sprachen; der Form halber gab es noch ein wenig Literaturunterricht, doch war er schlecht besucht, wenig beachtenswert und noch weniger geachtet. Die Wörterbücher, die Gradus ad Parnassum, die Grammatiken, die Auswahlbände für Hin-und Rückübersetzungen, die klassischen Autoren, der gesamte Büchervorrat an irgendwelchen *De Viris, Quintus Curtius, Sallust, Titus Livius* schimmelte in den Regalen des alten Verlagshauses Hachette still vor sich hin; aber die *Leitfäden der Mathematik,* die *Abhandlungen über darstellende Geometrie, über Mechanik, über Physik, über Chemie, über Astronomie,* die *Lehrbücher für praktische Industrie, für Handel, für Finanzen, für industrielle Künste,* alles, was sich auf die spekulativen Tendenzen des Tages bezog, ging in Tausenden Exemplaren weg.

Kurz gesagt, die Aktien der Kompanie, die sich in zweiundzwanzig Jahren verzehnfacht hatten, besaßen nunmehr einen Wert von je 10000 Franc.

Wir wollen uns nicht länger über den blühenden Zustand der Bildungskreditbank auslassen; die Zahlen sagen alles, wie es in einem unter Bankiers geläufigen Sprichwort heißt.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts ging es mit der Ecole Normale ganz offensichtlich bergab; nur wenige junge Leute, die sich durch ihre Neigungen zu einer literarischen Berufslaufbahn hingezogen fühlten, bewarben sich um Aufnahme; man hatte bereits viele von ihnen, und darunter die besten, ihr Lehrergewand an den Nagel hängen und sich in das Gewühl von Journalisten und Autoren stürzen sehen; doch dieses verdrießliche Schauspiel wiederholte sich nicht mehr, denn seit zehn Jahren meldeten sich nur noch bei den wissenschaftlichen Studienrichtungen der Ecole Normale jede Menge Prüfungskandidaten.

Doch wenn auch die letzten Griechisch-und Lateinlehrer endgültig in ihren vereinsamten Klassen ausstarben, welchen Rang nahmen die Herren Professoren der Wissenschaften ein, und auf welch distinguierte Art und Weise sahnten sie

ab!

Die Wissenschaften waren in sechs Zweige unterteilt: es gab einen Divisionschef für Mathematik, mit seinen Unterchefs für Arithmetik, Geometrie und Algebra – einen Divisionschef für Astronomie, einen für Mechanik, einen für Chemie, schließlich den bedeutendsten, den Divisionschef für angewandte Wissenschaften, mit seinen Unterchefs für Metallurgie, für Fabrikbau, für Mechanik und für Chemie im Bereich der Künste.

Die lebenden Fremdsprachen, mit Ausnahme des Französischen, standen hoch im Kurs; sie genossen besonderes Ansehen; ein passionierter Philologe hätte hier die zweitausend Sprachen und viertausend Idiome erlernen können, die in der ganzen Welt gesprochen wurden. Der Unterchef für Chinesisch brachte es seit der Kolonisation von Kotschinchina auf eine stattliche Schülerzahl.

Die *Erste Allgemeine Bildungskreditbank* besaß riesige, auf dem Areal des einstigen Marsfeldes errichtete Gebäude, denn seit Mars keine Gelder mehr aus der Staatskasse bezog, war auch das Marsfeld nutzlos geworden. Sie war eine abgeschlossene Siedlung, eine richtige Stadt, mit ihren Vierteln, ihren Plätzen, Straßen, Palais, Kirchen, Kasernen, etwa so wie Nantes oder Bordeaux, und konnte einhundertachtzigtausend Seelen fassen, die der Lehrenden miteingerechnet.

Durch einen monumentalen Bogen gelangte man in den weitläufigen Ehrenhof; er wurde »Bildungsbahnhof« genannt und war von den Docks der Wissenschaft umgeben. Die Refektorien, die Schlafräume, der Saal für den jährlichen Leistungswettbewerb, in den bequem dreitausend Schüler paßten, lohnten eine Besichtigung, versetzten aber die seit fünfzig Jahren an so viele Wunderwerke gewohnten Leute nicht mehr in Erstaunen.

Die Menge drängte also begierig zu dieser Preisverteilung, einer immer wieder sehenswerten Festlichkeit, die gut und gerne fünfhunderttausend Menschen interessierte – sowohl Verwandte wie auch Freunde oder Verbündete. Und so strömten die Massen über die Eisenbahnstation Grenelle herbei, die damals am äußersten Ende der Rue de l’Université lag.

Diesem Publikumsandrang zum Trotz verlief alles in bester Ordnung; die Regierungsbeamten, weniger dienstbeflissen und deshalb weniger unausstehlich als die Angestellten der früheren Gesellschaften, ließen gerne alle Türen offenstehen; hundertfünfzig Jahre hatte man gebraucht, um zu erkennen, daß es bei großem Gedränge besser ist, die Zahl der Ausgänge zu vermehren, als sie zu reduzieren.

Der Bildungsbahnhof war für die Zeremonie prunkvoll hergerichtet worden; doch kein Platz ist so groß, daß er sich nicht füllt, und bald war der Ehrenhof voll.

Um drei Uhr hielt der Minister für die Verschönerung von Paris in Begleitung des Barons von Vercampin und der Mitglieder des Aufsichtsrates feierlich seinen Einzug; der Baron saß rechts von Seiner Exzellenz; Monsieur Frappeloup thronte zu seiner Linken; von der Tribüne herunter verlor sich der Blick in einem Meer von Köpfen. Da erschallten mit lautem Getöse, in allen Tonarten und in den unverträglichsten Rhythmen die verschiedenen Musikkapellen der Lehranstalt. Diese ordnungsgemäße Kakophonie schien die zweihundertfünfzigtausend Ohrenpaare, in die sie hineinbrauste, nicht weiter zu schockieren.

Die Zeremonie begann. Diskretes Raunen machte sich breit. Der Augenblick der Reden war gekommen.

Im vergangenen Jahrhundert behandelte ein gewisser Humorist namens Karr die eher offiziellen als lateinischen Reden, die bei Preisverteilungen heruntergeleiert wurden, genau so, wie sie es verdienten; in der Zeit, in der wir leben, hätte ihm dieser Stoff für seine Späße gefehlt, denn das lateinische Redekunststück war aus der Mode gekommen. Wer hätte es schon verstanden? Nicht einmal der Unterchef für Rhetorik!

Eine Rede auf Chinesisch ersetzte es vorteilhaft; mehrere Passagen entlockten reihum zustimmendes Gemurmel; eine wundervolle Suada über den Vergleich der verschiedenen Zivilisationen auf den Sundainseln erhielt sogar die Ehre eines Dacapo. Dieses Wort wurde also noch verstanden.

Endlich erhob sich der Direktor für angewandte Wissenschaften. Ein feierlicher Augenblick. Es war das Gustostück.

Diese rasende Rede erinnerte zum Verwechseln an das Pfeifen, Knirschen, Ächzen, an die tausend unliebsamen Geräusche, die einer auf vollen Touren laufenden Dampfmaschine entweichen; der hastige Ausstoß des Redners glich einem in höchste Rotation versetzten Schwungrad; es wäre unmöglich gewesen, diese Hochdruckeloquenz zu bremsen, und die quietschenden Sätze griffen unaufhaltsam wie Zahnräder ineinander.

Um die Sinnestäuschung vollkommen zu machen, schwitzte der Direktor Blut und Wasser, und eine Dampfwolke umhüllte ihn von Kopf bis Fuß.

»Zum Teufel!« sagte lachend zu seinem Nachbarn gewandt ein alter Mann,

dessen scharfsinniges Gesicht hochgradige Verachtung gegenüber diesen rednerischen Narrheiten zum Ausdruck brachte. »Was halten Sie davon, Richelot?«

Monsieur Richelot begnügte sich damit, als einzige Antwort mit den Schultern zu zucken.

»Er läuft heiß«, fuhr der Alte fort, indem er seine Metapher weiterspann; »Sie werden mir entgegenhalten, daß er Sicherheitsventile hat; aber wenn ein Direktor für angewandte Wissenschaften explodiert, wäre das ein peinlicher Präzedenzfall!«

»Wohl gesprochen, Huguenin«, antwortete Monsieur Richelot.

Ein nachdrückliches »Pst!« von allen Seiten unterbrach die beiden Schwätzer, die einander lächelnd anschauten.

Indes machte der Redner um so heftiger weiter; kopfüber stürzte er sich in einen Lobpreis der Gegenwart zu Lasten der Vergangenheit; er stimmte die Litanei der modernen Entdeckungen an, gab sogar zu verstehen, daß die Zukunft in dieser Hinsicht wenig zu tun bekommen werde; mit wohlwollender Geringschätzung sprach er von dem kleinen Paris des Jahres 1860 und von dem kleinen Frankreich des 19. Jahrhunderts; unter reichlicher Zuhilfenahme von schmückenden Beiwörtern zählte er die Segnungen seiner Zeit auf, die schnellen Verbindungen zwischen den verschiedenen Punkten der Hauptstadt, die Lokomotiven, die den Asphalt der Boulevards durchfurchten, die ins Haus gelieferte Antriebskraft, die Kohlensäure, die den Wasserdampf verdrängte, und schließlich den Ozean, den Ozean selbst, der mit seinen Fluten die Ufer von Grenelle umspülte; er war bei seinem Sermon erhaben, lyrisch, dithyrambisch, mit einem Wort vollkommen unerträglich und ungerecht, denn er vergaß, daß die Wunder des 20. Jahrhunderts bereits in den Entwürfen des 19. keimten.

Frenetischer Beifall brach an eben jenem Orte aus, an dem einhundertsiebzig Jahre zuvor Hochrufe das Fest der Föderation begrüßt hatten.

Da jedoch alles hienieden ein Ende nehmen muß, selbst die Reden, blieb die Maschine stehen. Nachdem die oratorischen Übungen ohne Unfall abgeschlossen worden waren, schritt man zur Preisverteilung.

Die beim großen Leistungswettbewerb gestellte Frage zur hohen Mathematik lautete folgendermaßen: »Gegeben sind zwei Kreisumfänge OO’: von einem auf O gelegenen Punkt A legt man die Tangenten an O’: man verbindet die Berührungspunkte dieser Tangenten: man führt die Tangente zum Kreisumfang

O durch A; gefragt ist der Ort des Schnittpunktes dieser Tangente mit der Sehne der Berührungen im Kreisumfang O'.«

Jeder begriff die Wichtigkeit eines solchen Theorems. Man wußte, wie es nach einer neuen Methode vom Schüler Gigoujeu (François Némorin) aus Briançon (Hautes-Alpes) gelöst worden war. Die Bravorufe verstärkten sich, als dieser Name verkündet wurde; vierundsiebzigmal wurde er an diesem denkwürdigen Tag ausgesprochen: zu Ehren des Preisträgers zertrümmerte man die Sitzbänke, was auch im Jahre 1960 nur eine Metapher war, um die Begeisterungsstürme zu beschreiben.

Gigoujeu (François Némorin) gewann bei dieser Gelegenheit eine Bibliothek von dreitausend Bänden. Die *Erste Allgemeine Bildungskreditbank* leistete ganze Arbeit.

Wir können die endlose Nomenklatur der Wissenschaften, die in dieser Bildungskaserne gelehrt wurden, nicht anführen: ein aktuelles Preisträgerverzeichnis hätte die Urgroßväter dieser jungen Gelehrten aufs äußerste erstaunt. Die Verteilung nahm ihren Lauf, und Gelächter wurde laut, wenn irgendein armer Teufel aus der Literaturdivision, dem beim Aufrufen seines Namens Schamesröte ins Gesicht stieg, einen Preis für eine Übersetzung ins Lateinische oder eine Auszeichnung für eine Übertragung aus dem Griechischen erhielt.

Doch es kam ein Augenblick, in dem der Spott sich verdoppelte, in dem die Ironie ihre demütigendsten Formen annahm. Als nämlich Monsieur Frappeloup die folgenden Worte zum besten gab:

»Erster Preis für lateinische Verse: Dufrénoy (Michel Jérôme) aus Vannes (Morbihan).«

Es herrschte eine allgemeine Heiterkeit, in der Äußerungen folgender Art zu hören waren:

»Ein Preis für lateinische Verse!«

»Er war der einzige Kandidat!«

»Seht euch doch diesen Pindospilger an!«

»Diesen Stammgast des Helikon!«

»Diesen Pfeiler des Parnaß!«

»Er geht hin! Er geht nicht!« usw.

Doch Michel Jérôme Dufrénoy ging hin, und noch dazu höchst selbstbewußt; er trotzte dem Gelächter, ein blonder junger Mann mit einem reizenden Gesicht und einem anmutigen Blick, weder linkisch noch ungeschickt. Seine langen Haare verliehen ihm ein leicht feminines Aussehen. Sein Antlitz strahlte.

Er trat bis zur Tribüne vor, doch anstatt seinen Preis aus der Hand des Direktors entgegenzunehmen, entriß er ihn diesem geradezu. Dieser Preis bestand aus einem Buch: *Leitfaden des guten Industriearbeiters.*

Michel betrachtete den Band voller Verachtung, warf ihn zu Boden und ging in aller Ruhe an seinen Platz zurück, den Kranz auf der Stirn und ohne die offiziellen Wangen Seiner Exzellenz geküßt zu haben.

»Gut«, meinte Monsieur Richelot.

»Mutiger Junge«, sagte Monsieur Huguenin.

Gemurmel erhob sich von allen Seiten; Michel nahm es mit einem herablassenden Lächeln entgegen und setzte sich inmitten seiner feixenden Mitschüler wieder auf seinen Platz.

Gegen sieben Uhr abends ging diese große Zeremonie ohne Zwischenfall zu Ende; fünfzehntausend Preise und siebenundzwanzigtausend Auszeichnungen wurden dabei verbraucht.

Noch am selben Abend speisten die wichtigsten Preisträger der Wissenschaften am Tisch des Barons von Vercampin, im Kreise der Mitglieder des Aufsichtsrates und der Hauptaktionäre.

Die Freude der letzteren läßt sich durch Zahlen erklären! Für das Geschäftsjahr 1960 war die Dividende soeben auf 1 169 Franc 33 Centime pro Aktie festgelegt worden. Der gegenwärtige Gewinnanteil überstieg bereits den Emissionskurs.

Zweites Kapitel

Kurzgefaßte Übersicht der Pariser Straßen

Michel Dufrénoy war der Menge gefolgt, nichts als ein Wassertropfen in diesem Fluß, der sich durch das Bersten seiner Dämme in einen Sturzbach verwandelt hatte. Seine Aufregung legte sich. Der Meister lateinischer Poesie wurde inmitten dieser ausgelassenen Horde zu einem schüchternen jungen Mann; er fühlte sich allein, fremd und wie von allen abgeschnitten. Während

seine Mitschüler mit schnellem Schritt vorwärtsdrängten, ging er langsam, zögernd, und in dieser Versammlung zufriedener Eltern noch verwaister seines Wegs; er schien sich nach seiner Arbeit, seinem Gymnasium, seinem Professor zu sehnen.

Ohne Vater und Mutter, mußte er in eine Familie zurückkehren, die ihn nicht verstehen konnte und von der er mit seinem Preis für lateinische Verse gewiß nicht besonders freundlich empfangen würde.

»Nun gut«, sagte er sich, »Kopf hoch! Ich werde ihre schlechte Laune stoisch ertragen! Mein Onkel ist ein nüchtern denkender Mann, meine Tante eine praktisch veranlagte Frau, mein Cousin ein junger Spekulant; meine Ideen und ich, wir werden in diesem Heim kein großes Ansehen genießen; aber was soll's? Also los!«

Er hatte indes keine Eile, denn er gehörte keineswegs zu jenen Schülern, die sich in die Ferien stürzen wie die Völker in die Freiheit. Sein Onkel und Vormund hatte es nicht einmal für angebracht gehalten, der Preisverteilung beizuwohnen; er wußte, wozu sein Neffe »fähig« war, pflegte er zu sagen, und schämte sich zu Tode, ihn als Musensöhnchen gekrönt zu sehen.

Die Menge zog den unglücklichen Preisträger jedoch mit sich fort, der sich von diesem Sog mitgerissen fühlte wie ein Ertrinkender.

»Der Vergleich stimmt«, dachte er; »ich werde aufs offene Meer hinausgezogen; wo die Eigenschaften eines Fisches vonnöten wären, bringe ich die Instinkte eines Vogels mit; ich lebe am liebsten in der Weite, in idealen Gegenden, in die man nicht mehr gelangt, im Land der Träume, aus dem man nie wieder zurückkehrt!«

In seine Überlegungen versunken, hin und her gestoßen und angerempelt, erreichte er die Station Grenelle der innerstädtischen Eisenbahn.

Diese Bahnlinie fuhr am linken Ufer den Boulevard Saint-Germain entlang, der sich von der Gare d'Orléans bis zu den Gebäuden der Bildungskreditbank erstreckte; dort bog sie zur Seine ab, überquerte den Pont d'Iéna, der für den Eisenbahnbetrieb mit einer höhergelegenen Fahrtrasse ausgestattet worden war, und vereinigte sich mit dem Railway auf dem rechten Seineufer; dieser mündete durch den Trocadéro-Tunnel in die Champs-Elysées, erreichte die Linie der Boulevards, der er bis zur Place de la Bastille folgte, und fand über den Pont d'Austerlitz wieder den Anschluß an die Bahnlinie auf dem linken Ufer.

Dieser innere Eisenbahnring umschlang mehr oder weniger das alte Paris

Ludwigs XV., genau dort, wo jene Mauer verlaufen war, von der noch der folgende wohlklingende Vers zeugt: *Le mur murant Paris rend Paris murmurant.* [1]

Eine zweite Linie schloß die alten Vororte von Paris zusammen und dehnte die einst jenseits der äußeren Boulevards gelegenen Viertel auf zweiunddreißig Kilometer Länge aus.

Auf der Spur der alten Ringbahntrasse verlief sechsundfünfzig Kilometer lang ein dritter Railway.

Schließlich verband ein viertes Netz die Bollwerke und versorgte eine Strecke von über hundert Kilometern.

Wie man sieht, hatte Paris seine Mauern von 1843 gesprengt und sich in den Bois de Boulogne, in die Ebenen von Issy, Vanves, Billancourt, Montrouge, Ivry, Saint-Mandé, Bagnolet, Pantin, Saint-Denis, Clichy und Saint-Ouen hinein Bewegungsfreiheit verschafft. Die Anhöhen von Meudon, Sèvres, Saint-Cloud hatten das Vordringen der Stadt im Westen aufgehalten. Die Grenzen der gegenwärtigen Hauptstadt wurden durch die Bollwerke von Mont-Valérien, Saint-Denis, Aubervilliers, Romainville, Vincennes, Charenton, Vitry, Bicêtre, Montrouge, Vanves und Issy abgesteckt; eine Stadt mit einem Umfang von siebenundzwanzig Meilen: sie hatte das Seine-Departement ganz und gar verschlungen.

Vier konzentrische Eisenbahnkreise bildeten also das innerstädtische Netz; untereinander waren sie durch Seitenlinien verknüpft, die am rechten Seineufer der Fortsetzung der Boulevards Magenta und Malesherbes und am linken Ufer der Rue de Rennes und der Rue des Fossés-Saint-Victor folgten. Man konnte mit Höchstgeschwindigkeit von einem Ende von Paris bis ans andere fahren.

Diese Railways existierten seit 1913; sie waren auf Staatskosten nach einem Konzept gebaut worden, das der Ingenieur Joanne im letzten Jahrhundert vorgelegt hatte.

In jener Zeit waren der Regierung verschiedenartigste Projekte unterbreitet worden. Diese ließ alle von einem Gremium aus Ingenieuren der Privatwirtschaft prüfen, denn seit 1889, als die École Polytechnique abgeschafft worden war, gab es keine staatlichen Tiefbauingenieure mehr; aber die Herren blieben in dieser Frage sehr lange geteilter Meinung; die einen wollten auf den wichtigsten Straßen von Paris eine Bahn zu ebener Erde anlegen; die anderen befürworteten unterirdische Schienennetze in Anlehnung an den Londoner Railway; das erste dieser Projekte hätte jedoch die Errichtung von Schranken

notwendig gemacht, die während der Durchfahrt der Züge geschlossen worden wären; das daraus entstehende Gedränge von Fußgängern, Wagen, Karren kann man sich leicht ausmalen; das zweite Projekt zog enorme Schwierigkeiten bei der Ausführung nach sich; darüber hinaus wäre die Aussicht, in einen endlosen Tunnel zu kriechen, für die Reisenden nicht gerade verlockend gewesen. Alle schon früher unter diesen unsäglichen Bedingungen gebauten Bahnlinien hatten erneuert werden müssen, unter anderen die Strecke durch den Bois de Boulogne, die sowohl durch ihre Brücken wie auch durch ihre unterirdischen Abschnitte die Reisenden zwang, die Lektüre ihrer Zeitung auf einem dreiundzwanzig Minuten dauernden Weg siebenundzwanzigmal zu unterbrechen.

Das Joanne-Konzept schien alle Vorteile der Geschwindigkeit, der Mühelosigkeit und des Wohlbefindens zu vereinen, und tatsächlich war die innerstädtische Eisenbahn seit fünfzig Jahren zur allgemeinen Zufriedenheit in Betrieb.

Dieses Konzept bestand aus zwei getrennten Gleissträngen, einer für die Hin-, der andere für die Rückfahrt; so konnte es nie zu einem Zusammenstoß in entgegengesetzter Richtung kommen.

Jeder dieser Gleisstränge folgte dem Verlauf der Boulevards, fünf Meter von den Häusern entfernt, über dem äußeren Rand der Bürgersteige; die Gleise wurden von eleganten Bronzesäulen getragen, welche durch kunstvoll durchbrochene Gerüste miteinander verbunden waren; diese Säulen stützten sich mit Hilfe quer verlaufender Arkaden in regelmäßigen Abständen gegen die angrenzenden Häuser.

So bildete dieser lange Viadukt, der die Eisenbahn trug, eine überdeckte Galerie, unter der die Spaziergänger Schutz vor Regen oder Sonne fanden; die asphaltierte Straße war den Wagen vorbehalten; mit einer eleganten Brücke überspannte der Viadukt die wichtigsten Straßen, die seinen Weg kreuzten, und dieser in Höhe der Zwischengeschosse hängende Railway behinderte den Verkehr auf keine Weise.

Einige angrenzende Häuser, die zu Wartebahnhöfen umgebaut worden waren, bildeten die Stationen; sie waren mit der Bahnlinie über breite Fußgängerbrücken verbunden; darunter entrollte sich eine zweirampige Treppe, die in den Aufenthaltsraum für die Reisenden führte.

Die Stationen des Boulevard-Railways lagen am Trocadéro, an der Madeleine, am Kaufhaus Bonne Nouvelle, an der Rue du Temple und an der Place de la Bastille.

Dieser auf einfachen Säulen ruhende Viadukt hätte den alten Beförderungsmitteln, die ungemein schwere Lokomotiven erforderten, wahrscheinlich nicht standgehalten; doch dank der Anwendung neuer Antriebstechniken waren die Züge überaus leicht; sie verkehrten in einem Rhythmus von zehn Minuten und führten jeweils tausend Reisende in ihren schnellen und bequem eingerichteten Wagen mit sich.

Die angrenzenden Häuser litten weder unter Dampfwolken noch unter Rauch, und zwar aus dem einfachen Grund, daß es keine Lokomotive gab. Die Züge wurden mit Hilfe von Preßluft betrieben, nach einem William-System, wie es Jobard empfohlen hatte, ein berühmter belgischer Ingenieur, der Mitte des 19. Jahrhunderts hohes Ansehen genoß.

Eine Vektorröhre von zwanzig Zentimetern Durchmesser und zwei Millimetern Dicke erstreckte sich zwischen den beiden Schienen über die gesamte Länge der Bahnstrecke; sie enthielt eine Scheibe aus weichem Eisen, die im Inneren unter der Einwirkung der mit einem Druck von mehreren Atmosphären zusammengepreßten und von der *Gesellschaft der Pariser Katakomben* gelieferten Luft dahinglitt. Diese Scheibe, die mit hoher Geschwindigkeit durch die Röhre gejagt wurde, so wie eine Kugel durch ein Blasrohr, riß den ersten Wagen des Zuges mit sich fort. Aber wie befestigte man diesen Wagen an der im Inneren der Röhre eingeschlossenen Scheibe, da diese Röhre doch keinerlei Verbindung nach außen haben durfte? Durch elektromagnetische Kraft.

Tatsächlich waren zwischen den Rädern des ersten Wagens Magnete angebracht, rechts und links von der Röhre montiert, so nah wie möglich, aber ohne diese zu berühren. Diese Magnete wirkten durch die Röhrenwand hindurch auf die Scheibe aus weichem Eisen[2]. Diese schleppte in ihrer Gleitbewegung den Zug hinter sich her, ohne daß die Preßluft durch irgendeinen Ausgang entweichen konnte.

Wenn ein Zug stehenbleiben sollte, drehte ein Stationsbediensteter an einem Hahn; die Luft entwich, und die Scheibe bewegte sich nicht mehr. Sobald der Hahn wieder geschlossen war, sorgte die Luft für den Antrieb, und der Zug nahm seine Fahrt sogleich wieder mit hoher Geschwindigkeit auf.

Bei diesem äußerst einfachen Konzept von so unkomplizierter Wartung gab es keinen Rauch, keine Dampfwolken, keine Zusammenstöße, dagegen aber die Möglichkeit, jede Steigung zu bewältigen, und es schien, als hätten diese Eisenbahnlinien seit unvordenklicher Zeit existiert.

Der junge Dufrénoy löste seine Fahrkarte am Bahnhof von Grenelle, und zehn Minuten später hielt er an der Station Madeleine; er ging auf den Boulevard hinunter und schlug die Richtung zur Rue Impériale ein, welche der Achse der Oper folgend bis zum Garten der Tuilerien reichte.

Die Straßen waren voller Menschen; die Nacht brach herein; luxuriöse Geschäfte warfen den Schein elektrischen Lichts weit hinaus; die nach dem Way-System durch Elektrisierung eines Quecksilberstreifens konstruierten Kandelaber leuchteten in unvergleichlichem Glanz; sie waren mittels unterirdischer Drähte miteinander verbunden; in ein und demselben Augenblick und mit einem Schlag erstrahlten die hunderttausend Laternen von Paris.

Ein paar rückständige Läden waren jedoch dem alten Kohlenwasserstoffgas treugeblieben; die Ausbeutung neuer Kohlengruben erlaubte tatsächlich, es zu einem Preis von zehn Centime je Kubikmeter zu liefern; die Kompanie machte dennoch stattliche Gewinne, insbesondere weil sie es als Antriebskraft in Umlauf brachte.

Von den unzähligen Wagen, die auf dem Fahrdamm der Boulevards dahinrollten, liefen die meisten ohne Pferde; sie wurden von einer unsichtbaren Kraft bewegt, mit Hilfe eines Motors, bei dem sich die Luft durch Gasverbrennung ausdehnte. Dabei handelte es sich um den zur Fortbewegung benutzten Motor Lenoirs.

Der wichtigste Vorteil dieser 1859 erfundenen Maschine bestand darin, daß sie Kessel, Feuerstelle und Brennstoff abschaffte; eine kleine Menge Leuchtgas, das mit Luft vermischt, unter den Kolben geleitet und durch einen elektrischen Funken entzündet wurde, erzeugte die Bewegung; an den verschiedenen Wagenstationen errichtete Gassäulen lieferten den notwendigen Wasserstoff; jüngste Weiterentwicklungen hatten das Wasser, welches einst dazu diente, den Zylinder der Maschine abzukühlen, überflüssig gemacht.

Diese war also einfach konstruiert und *leicht zu handhaben;* der auf seinem Sitz thronende Maschinist lenkte ein Steuerrad; ein unter seinem Fuß liegendes Pedal erlaubte es ihm, die Gangart des Fahrzeuges augenblicklich zu verändern.

Wagen mit der Kraft einer Pferdestärke kosteten pro Tag nicht einmal den Preis eines Achtel Pferdes; der genauestens kontrollierte Gasverbrauch erlaubte es, die Nutzleistung jedes Wagens zu berechnen, und die Kompanie konnte nicht mehr wie einst von ihren Kutschern betrogen werden.

Schon diese Gas-Cabs verschlangen sehr viel Wasserstoff, ganz zu schweigen

von jenen riesigen, mit Steinen und Werkstoffen beladenen Vehikeln, welche die Kraft von zwanzig bis dreißig Pferden entfalteten. Dieser Lenoir-Motor hatte aber auch den Vorteil, daß er während der Ruhestunden nichts kostete, eine Einsparung, die mit Dampfmaschinen unmöglich erzielt werden kann, weil diese ihren Brennstoff selbst im Stillstand aufzehren.

Die Transportfahrzeuge kamen auf den Straßen, die weniger überfüllt waren als früher, also rasch voran, denn eine Verordnung des Polizeiministeriums untersagte es jedem Fuhrwerk, Lastkarren oder Rollwagen, nach zehn Uhr vormittags herumzufahren, ausgenommen auf wenigen eigens dazu bestimmten Wegen.

Diese diversen Verbesserungen paßten gut zu diesem fieberhaften Jahrhundert, in dem die Vielfältigkeit der Geschäfte keine Ruhepausen zuließ und keine Verspätung gestattete.

Was hätte wohl einer unserer Vorfahren beim Anblick dieser Boulevards gesagt, die in einem dem Sonnenschein vergleichbaren Glanz erstrahlten, dieser tausend Wagen, die geräuschlos über den dumpfen Asphalt der Straßen rollten, dieser Läden, die so reich waren wie Paläste und aus denen das Licht sich in weißen Strahlen ergoß, dieser Verkehrswege, so breit wie Plätze, dieser Plätze, so weitläufig wie Ebenen, dieser riesigen Hotels, in denen zwanzigtausend Reisende auf luxuriöse Weise untergebracht waren, dieser überaus leichtgewichtigen Viadukte; dieser eleganten, langen Galerien, dieser von einer Straße zur anderen gespannten Brücken, und schließlich dieser aufsehenerregenden Züge, die mit einer phantastischen Geschwindigkeit durch die Lüfte zu gleiten schienen.

Er wäre wahrscheinlich überaus erstaunt gewesen; aber die Menschen des Jahres 1960 bewunderten diese Meisterwerke schon lange nicht mehr; sie nutzten sie in aller Ruhe, ohne deswegen glücklicher zu sein, denn an ihrem eiligen Auftreten, an ihrem hastigen Schritt, an ihrem amerikanischen Ungestüm spürte man, daß der Dämon des Reichtums sie unaufhörlich und gnadenlos vorantrieb.

Fußnoten

1 Die Mauer, die Paris ummauert, macht aus Paris eine murmelnde Stadt.

2 Wenn ein Elektromagnet bei direktem Kontakt ein Gewicht von 1000 kg

hochheben kann, so liegt seine Anziehungskraft bei einer Entfernung von 5 Millimetern noch immer bei ungefähr 100 kg. (Anmerkung des Autors.)

Drittes Kapitel

Eine außerordentlich praktisch veranlagte Familie

Endlich traf der junge Mann bei seinem Onkel ein, Monsieur Stanislas Boutardin, Bankier und Direktor der *Gesellschaft der Pariser Katakomben.*

Diese einflußreiche Persönlichkeit bewohnte ein prachtvolles Herrschaftshaus an der Rue Impériale, ein riesiges Bauwerk von wundervoller Geschmacklosigkeit, mit unzähligen Fenstern, eine richtige Kaserne, die man in einen weniger imposanten, als vielmehr schwerfälligen privaten Wohnsitz umgewandelt hatte. Die Büroräume waren im Erdgeschoß und den Nebengebäuden des Herrschaftshauses untergebracht.

»Hier also wird sich mein Leben abspielen!« dachte Michel beim Eintreten, »muß ich deshalb jede Hoffnung fahren lassen?«

Da packte ihn etwas wie ein unbezwingbares Verlangen, weit weg zu fliehen; aber er hielt sich zurück und drückte auf den elektrischen Knopf am Hoftor; dieses öffnete sich geräuschlos, von einer unsichtbaren Feder bewegt, und schloß sich von selbst wieder, nachdem es den Besucher eingelassen hatte.

Ein weitläufiger Hof führte zu den Büros, die kreisförmig unter einem Dach aus Milchglas angeordnet waren; im Hintergrund gähnte ein breiter Schuppen, in dem mehrere Gas-Cabs auf den Befehl ihres Herrn warteten.

Michel ging zur Fahrkabine, einer Art Kammer, die ringsum von einem gepolsterten Diwan gesäumt war; ein Diener in orangefarbener Livree hielt sich dort ständig bereit.

»Monsieur Boutardin«, ersuchte Michel.

»Monsieur Boutardin hat sich soeben zu Tisch begeben«, antwortete der Fußknecht.

»Melden Sie bitte Monsieur Dufrénoy, seinen Neffen.«

Der Diener berührte einen in die Holzvertäfelung eingelassenen Metallknopf,

und die Fahrkabine glitt in einer unmerklichen Bewegung bis zum zweiten Stockwerk hinauf, wo das Speisezimmer lag.

Der Diener meldete Michel Dufrénoy.

Monsieur Boutardin, Madame Boutardin und ihr Sohn saßen bei Tisch; tiefes Schweigen stellte sich ein, als der junge Mann den Raum betrat; sein Gedeck erwartete ihn, denn das Abendessen hatte eben erst begonnen; auf ein Zeichen seines Onkels hin nahm Michel seinen Platz an der Festtafel ein. Keiner sprach zu ihm. Natürlich war sein Mißgeschick allen bekannt. Er bekam keinen Bissen hinunter.

Dieses Mahl glich einem Leichenschmaus; die Diener servierten still und stumm; die Gerichte kamen über Schächte, die in den dicken Mauern eingelassen waren, lautlos empor; sie waren reichhaltig, aber mit einem Stich ins Geizige, und schienen die Tischgesellschaft nur ungern zu ernähren. In diesem traurigen, aufs lächerlichste vergoldeten Raum aß man schnell und ohne jede Überzeugung. Das Wesentliche, in der Tat, ist nicht zu essen, sondern, so viel zu verdienen, daß man sich genug zu essen kaufen kann. Michel spürte diesen feinen Unterschied; er glaubte, ersticken zu müssen.

Beim Nachtisch ergriff sein Onkel zum ersten Mal das Wort und sagte:

»Morgen, mein Herr, werden wir in aller Frühe miteinander zu reden haben.«

Michel verneigte sich, ohne zu antworten; ein orangefarbener Diener führte ihn zu seinem Zimmer; der junge Mann legte sich ins Bett; der sechseckige Plafond beschwor eine Fülle geometrischer Theoreme in seinem Geist herauf; wider Willen träumte er von Dreiecken und von Geraden, die man vom Scheitelpunkt auf eine ihrer Seiten fällt.

»Was für eine Familie«, sagte er sich mitten in seinem unruhigen Schlaf.

Monsieur Stanislas Boutardin war das natürliche Produkt dieses industriellen Jahrhunderts; er war in einem Treibhaus gewachsen und nicht in freier Natur groß geworden; da er in erster Linie ein praktisch veranlagter Mensch war, tat er nur Nützliches, richtete auch seine kleinsten Gedanken auf das Nützliche, mit dem maßlosen Verlangen, nützlich zu sein, das in einen wirklich idealen Egoismus ausartete; er verband das Nützliche mit dem Unangenehmen, wie Horaz gesagt hätte; seine Eitelkeit trat in seinen Worten, aber mehr noch in seinen Gesten zutage, und er hätte nicht einmal seinem Schatten erlaubt, vor ihm herzugehen; er drückte sich in Gramm und Zentimeter aus und trug jederzeit einen Zollstock bei sich, was ihm eine große Kenntnis von den Dingen dieser

Welt verlieh; er verachtete die Künste in Bausch und Bogen und vor allem die Künstler, wobei er so tat, als ob er sie kennen würde; für ihn hörte die Malerei bei der Tuschskizze auf, die Zeichnung beim Aufriß, die Bildhauerei beim Gipsabguß, die Musik beim Pfeifen einer Lokomotive, die Literatur bei den Börsenberichten.

Dieser in der Mechanik erzogene Mensch erklärte das Leben durch Räderwerke oder Getriebe; er selbst bewegte sich regelmäßig, mit geringstmöglichem Reibungsverlust, wie ein Kolben in einem vollkommen ausgebohrten Zylinder; er übertrug seine gleichförmige Bewegung auf seine Frau, auf seinen Sohn, seine Angestellten, seine Diener, richtige Werkzeugmaschinen, aus denen er, der große Motor, den größtmöglichen Gewinn schlug.

Alles in allem eine üble Gestalt, unfähig einer guten Regung, einer schlechten übrigens genauso; er war weder gut noch böse, unbedeutend, oft schlecht geölt, keifend und schrecklich mittelmäßig.

Er hatte ein ungeheures Vermögen angehäuft, falls man so etwas anhäufen nennen kann; der industrielle Schwung des Jahrhunderts riß ihn mit; deshalb zeigte er sich auch dankbar gegenüber der Industrie, die er wie eine Göttin verehrte; er war der erste, der für sein ganzes Haus und sich selbst Kleidung aus gesponnenem Eisen einführte, die um 1934 herum auftauchte. Diese Art Stoff fühlte sich zwar so weich an wie Kaschmir, wärmte jedoch zugegebenermaßen nicht besonders, aber mit einem anständigen Futter kam man über den Winter; wenn diese unverwüstlichen Kleidungsstücke doch einmal rosteten, wurden sie mit einer Feile nachgeschliffen und in den gerade modischen Farben lackiert.

Der Bankier hatte die soziale Stellung eines Direktors der *Gesellschaft der Pariser Katakomben und der Antriebskraft frei Haus.*

Die Aktivitäten dieser Gesellschaft bestanden darin, die Luft in ihren weitverzweigten und lange Zeit nicht genützten unterirdischen Gängen einzulagern; sie wurde dort unter einem Druck von vierzig und fünfzig Atmosphären aufgestaut, eine konstante Kraft, die man durch ein Leitungssystem in Werkstätten, Fabriken, Betriebe, Spinnereien, Mühlen beförderte, überallhin, wo eine mechanische Einwirkung gebraucht wurde. Diese Luft diente, wie wir bereits gesehen haben, dazu, die Züge auf den Railways der Boulevards in Bewegung zu setzen. Eintausendachthundertdreiundfünfzig Windmühlen, die man in der Ebene von Montrouge aufgestellt hatte, trieben die Luft mit Hilfe von Pumpen in diese weitläufigen Reservoirs.

Diese ganz bestimmt sehr praktische Idee, die überdies auf die Nutzung der Naturkräfte zurückgriff, wurde vom Bankier Boutardin lebhaft befürwortet; er wurde zum Direktor dieser wichtigen Kompanie und blieb zugleich Mitglied in fünfzehn oder zwanzig Aufsichtsräten, Vizepräsident der *Schlepplokomotiven-Gesellschaft,* Geschäftsführer der *Zweigniederlassung der vereinigten Asphalte* usw. usw.

Vor vierzig Jahren hatte er Mademoiselle Athénaïs Dufrénoy, Michels Tante, geheiratet; sie war der Inbegriff einer würdigen und kratzbürstigen Gefährtin eines Bankiers, häßlich und dick, sie hatte alles von einer Kontoristin und Kassierin und nichts von einer Frau; sie verstand sich aufs Rechnungswesen, trieb ihr Spiel mit der doppelten Buchführung und hätte notfalls auch die dreifache erfunden; eine geborene Administratorin, das Weibchen eines Administrators.

Liebte sie Monsieur Boutardin, und wurde sie von ihm geliebt? Ja, in dem Maße, wie diese Industrieherzen lieben konnten; ein Vergleich soll ein abschließendes Bild der beiden malen: sie war die Lokomotive, er der Heizer und Lokführer; er sorgte für ihre gute Wartung, polierte sie, ölte sie, und so rollte sie seit einem halben Jahrhundert dahin, mit genausoviel Verstand und Einbildungskraft wie eine Crampton.

Unnötig hinzuzufügen, daß sie niemals entgleiste.

Was den Sohn betrifft, so genügt es, die Mutter mit dem Vater zu multiplizieren, und man erhält als Koeffizienten Athanase Boutardin, den Hauptgesellschafter des Bankhauses Casmodage & Co.; ein recht liebenswürdiger Bursche, der im Frohsinn seinem Vater und in der Eleganz seiner Mutter nachschlug. In seiner Gegenwart durfte kein geistreiches Wort fallen; dann schien es, als habe man ihn verletzt, und die Augenbrauen zogen sich über seinem abgestumpften Blick zusammen. Er hatte beim großen Leistungswettbewerb den ersten Bank-Preis erhalten. Man kann sagen, er ließ das Geld nicht nur arbeiten, er hetzte es zu Tode; er roch nach einem Wucherer; er trachtete danach, irgendein gräßliches Mädchen zu heiraten, deren Mitgift die Häßlichkeit ganz entschieden abgelten würde. Mit zwanzig Jahren trug er bereits eine Aluminiumbrille. Sein beschränkter und schablonenhafter Verstand trieb ihn dazu, seine Kommis mit den Schikanen eines Schnüfflers zu sekkieren. Eine seiner Verschrobenheiten bestand darin, seine Kasse für leer zu halten, obwohl sie vor Goldstücken und Geldscheinen überquoll. Er war ein abscheulicher Mensch, ohne Jugend, ohne Herz, ohne Freunde. Sein Vater bewunderte ihn sehr.

Das also war jene Familie, jene häusliche Dreifaltigkeit, die der junge Dufrénoy um Hilfe und Schutz bitten sollte. Monsieur Dufrénoy, Madame Boutardins Bruder, hatte all jene zarten Gefühle und edlen Empfindungen besessen, die bei seiner Schwester zur Borstigkeit geraten waren. Dieser arme Künstler, ein Musiker von großem Talent, für ein besseres Jahrhundert geboren, erlag in jungen Jahren der Not, vererbte seinem Sohn nichts als seine poetischen Neigungen, seine Fähigkeiten und sein Streben.

Michel hatte wohl irgendwo einen Onkel, einen gewissen Huguenin, über den nie gesprochen wurde, einen jener gelehrten, bescheidenen, armen, resignierten Menschen, für die sich wohlhabende Familien schämen; doch es war Michel verboten, ihn zu sehen, und er kannte ihn nicht einmal; daran brauchte er somit gar nicht zu denken.

Die Situation dieses Waisenkindes auf der Welt war also klar umrissen: auf der einen Seite ein Onkel, der nicht in der Lage war, ihm zu Hilfe zu kommen – auf der anderen eine Familie, reich an jenen Eigenschaften, die sich in klingende Münze umwandeln lassen, und mit geradesoviel Herz, wie notwendig ist, um das Blut in die Arterien zu pumpen.

Kein Grund also, der Vorsehung dankbar zu sein.

Am nächsten Tag ging Michel in das Arbeitszimmer seines Onkels hinunter, ein wahrhaft feierliches Arbeitszimmer, und mit einer gestrengen Stofftapete bespannt: hier warteten der Bankier, seine Frau und sein Sohn. Es drohte, förmlich zu werden.

Monsieur Boutardin, der vor dem Kamin stand, eine Hand in der Weste und mit geschwellter Brust, drückte sich folgendermaßen aus:

»Monsieur, Sie werden Worte vernehmen, die ich Sie bitten möchte, Ihrem Gedächtnis einzuprägen. Ihr Vater war Künstler. Dieses Wort sagt alles. Ich bin gewillt anzunehmen, daß Sie seine unglückseligen Instinkte nicht geerbt haben. Nichtsdestoweniger habe ich bei Ihnen Anlagen entdeckt, die es zu zerstören gilt. Sie treiben bereitwillig im Strom des Idealen, und das offenkundigste Resultat Ihrer Bestrebungen war bisher dieser Preis für lateinische Verse, den Sie zu unser aller Schande gestern gewonnen haben. Beziffern wir die Lage. Sie sind ohne Besitz, das ist eine Ungeschicklichkeit; und beinahe wären Sie auch ohne Verwandte. Nun will ich aber keinen Dichter in meiner Familie, haben Sie gehört! Ich will keines dieser Individuen, die den Leuten Reime ins Gesicht spucken; Sie haben eine reiche Familie; bringen Sie diese nicht in Verruf. Der Künstler ist nämlich nicht weit entfernt vom Fratzenschneider, dem ich von

meinem Sperrsitz hundert Sou zuwerfe, damit er meine Verdauung bei Laune hält. Sie verstehen, was ich meine. Kein Talent. Fertigkeiten. Da ich bei Ihnen keine besondere Begabung feststellen konnte, habe ich beschlossen, daß Sie in das Bankhaus Casmodage & Co. eintreten werden, unter der Anleitung Ihres Cousins; nehmen Sie sich ihn zum Vorbild; bemühen Sie sich, ein Praktiker zu werden! Denken Sie daran, daß in Ihren Adern auch Boutardinsches Blut fließt, und damit Sie sich leichter an meine Worte erinnern, achten Sie darauf, diese niemals zu vergessen.«

Man sieht, 1960 war die Rasse der Prud'homme noch nicht ausgestorben; sie hatten die hehren Traditionen bewahrt. Was sollte Michel auf einen solchen Wortschwall antworten? Nichts, er schwieg also, während seine Tante und sein Cousin zustimmend nickten.

»Ihre Ferien«, fuhr der Bankier fort, »beginnen heute morgen und enden heute abend. Morgen werden Sie dem Chef des Hauses Casmodage & Co. vorgestellt. Sie können gehen.«

Der junge Mann verließ das Arbeitszimmer seines Onkels; seine Augen schwammen in Tränen; doch er kämpfte gegen die Verzweiflung an.

»Ich habe nur einen Tag Freiheit«, sagte er sich; »wenigstens werde ich ihn nach meinem Belieben verwenden; ich besitze ein paar Sou; also will ich anfangen, mir eine Bibliothek mit den großen Dichtern und berühmten Autoren des vergangenen Jahrhunderts anzulegen. Sie werden mich jeden Abend über die Unannehmlichkeiten des Tages hinwegtrösten.«

Viertes Kapitel

Von einigen Autoren des 19. Jahrhunderts und der Schwierigkeit, sich diese zu beschaffen

Michel ging Rasch auf die Straße hinunter und machte sich auf den Weg zur *Buchhandlung der Fünf Erdteile,* einem unübersehbaren Warenlager, das in der Rue de la Paix lag und von einem hohen Staatsbeamten geleitet wurde.

»Alles, was der menschliche Geist hervorgebracht hat, muß hier verborgen sein«, sagte sich der junge Mann.

Er betrat eine geräumige Eingangshalle, in deren Mitte ein telegraphisches Büro mit den entlegensten Verkaufsstellen der Geschäfte in Verbindung stand;

ein Heer von Angestellten lief unaufhörlich kreuz und quer; in den Mauern auf- und abgleitende Gegengewichte hoben die Kommis bis zu den obersten Regalreihen der Säle empor; eine stattliche Menschenmenge belagerte das Büro, und die Postboten krümmten sich unter der Bücherlast.

»Nie wird es mir gelingen, all das zu lesen«, dachte er, während er sich in die Schlange vor dem Büro einreihte. Endlich kam er an den Schalter.

»Was wünschen Sie, mein Herr«, fragte ihn der Angestellte, Leiter der Anfragen-Abteilung.

»Ich möchte die Gesammelten Werke von Victor Hugo«, antwortete Michel.

Der Angestellte riß die Augen auf.

»Victor Hugo?« sagte er. »Was hat der gemacht?«

»Das ist einer der großen Dichter des 19. Jahrhunderts, wenn nicht sogar der größte«, antwortete der junge Mann errötend.

»Kennen Sie das?« fragte der Angestellte einen zweiten Angestellten, den Leiter der Nachforschungs-Abteilung.

»Noch nie davon gehört«, antwortete dieser. »Sind Sie sich des Namens ganz sicher?« fragte er den jungen Mann.

»Vollkommen sicher.«

»Es kommt nämlich selten vor«, fuhr der Kommis fort, »daß wir hier literarische Werke verkaufen. Aber da Sie sich nun einmal gewiß sind … Rhugo, Rhugo …«, sagte er beim Telegraphieren.

»Hugo«, wiederholte Michel. »Bitte bestellen Sie auch gleich Balzac, Musset, Lamartine.«

»Wissenschaftler?«

»Nein! Schriftsteller.«

»Lebende?«

»Seit einem Jahrhundert tot.«

»Monsieur, wir werden unser Möglichstes tun, um Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen; aber ich befürchte, unsere Nachforschungen werden lange dauern, wenn nicht sogar vergeblich sein.«

»Ich warte«, antwortete Michel.

Und wie vor den Kopf geschlagen, zog er sich in eine Ecke zurück. So währte also dieser ganze Ruhm nicht einmal ein Jahrhundert! Die *Orientalia,* die *Poetischen Betrachtungen,* die *Ersten Gedichte,* die *Menschliche Komödie,* vergessen, verloren, unauffindbar, verkannt, unbekannt!

Indes gab es da ungeheure Bücherladungen, welche von hohen Dampfkränen mitten in die Höfe hinuntergelassen wurden, und die Käufer drängten sich um das Anfrage-Büro. Doch der eine wollte die *Theorie der Reibungen* in zwanzig Bänden, der andere die *Zusammenfassung der elektrischen Probleme,* jener die *Praktische Abhandlung über das Einfetten der Antriebsräder,* dieser die *Monographie des neuentdeckten Gehirnkrebses.*

»Was!« sagte sich Michel, »nichts als Wissenschaft! Industrie! Hier genauso wie im Gymnasium, und nichts für die Kunst! Und ich wirke wie ein Narr, wenn ich nach literarischen Werken verlange! Bin ich denn verrückt?«

Eine gute Stunde lang versank Michel in seinen Überlegungen; und die Nachforschungen gingen weiter, und der Telegraph arbeitete ohne Unterlaß, und man ließ sich die Namen der Autoren wiederholen; man durchstöberte Keller und Dachböden; doch vergebens. Man mußte es aufgeben.

»Monsieur«, sagte schließlich ein Angestellter, der Chef der Antworten-Abteilung, zu dem jungen Mann, »das haben wir nicht. Diese Autoren waren zu ihrer Zeit sicherlich kaum bekannt; ihre Werke sind nicht wiederaufgelegt worden …«

»Der Glöckner von Notre-Dame«, antwortete Michel, »ist in fünfhunderttausend Exemplaren gedruckt worden.«

»Ich will es Ihnen gerne glauben, mein Herr, aber von den alten Autoren, die heutzutage neu herausgegeben werden, haben wir nur Paul de Kock, einen Moralisten aus dem letzten Jahrhundert; das scheint mir sehr gut geschrieben, und wenn Sie möchten …«

»Ich werde anderswo nachfragen«, gab Michel zur Antwort.

»Oh! Sie werden ganz Paris absuchen und nichts finden. Was hier nicht zu bekommen ist, bekommt man nirgends.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte Michel und entfernte sich.

»Aber, mein Herr«, fuhr der Angestellte fort, der durch seinen Eifer das Zeug

zu einem Krämergehilfen gehabt hätte, »wie wäre es mit literarischen Werken der Gegenwart? Wir haben mehrere Produkte, die im Verlauf der letzten Jahre einiges Aufsehen erregt haben; für Dichtung hat sich das nicht schlecht verkauft …« …«

»Ah!« sagte Michel geködert, »Sie führen moderne Poesie?«

»Gewiß. Und unter anderem die *Elektrischen Harmonien* von Martillac, ein von der Akademie der Wissenschaften preisgekröntes Werk, die *Betrachtungen über den Wasserstoff* von Monsieur de Pulfasse, das *Poetische Parallelogramm,* die *Dekarbonisierten Oden …* «

Michel hatte es nicht ertragen, weiter zuzuhören, und er fand sich auf der Straße wieder, niedergeschmettert und betäubt! Dem bißchen Kunst war es also nicht gelungen, dem verderblichen Einfluß der Zeit zu entkommen! Wissenschaft, Chemie, Mechanik hatten das Reich der Poesie erobert!

»Und diese Dinge werden auch noch gelesen«, wiederholte er, während er durch die Straßen lief; »beinahe sogar gekauft! Und jemand setzt seinen Namen darunter! Und so etwas steht in den Regalen für Literatur! Und einen Balzac, einen Victor Hugo sucht man vergebens! Aber wo soll man sie finden! Ah! Die Bibliothek.«

Schnellen Schrittes ging Michel zur kaiserlichen Bibliothek; ihre Gebäude, die sich ungemein vermehrt hatten, erstreckten sich über einen großen Teil der Rue Richelieu, von der Rue Neuve-des-Petits-Champs bis hin zur Rue de la Bourse. Die ohne Unterlaß angehäuften Bücher hatten die alten Mauern des Hôtel de Nevers gesprengt. Jedes Jahr wurden sagenhafte Mengen an wissenschaftlichen Büchern gedruckt; da die vorhandenen Verlage nicht mehr ausreichten, verlegte der Staat selbst: auch wenn man die von Charles V. hinterlassenen neunhundert Bände mit tausend multipliziert hätte, wäre man nicht auf die laufende Anzahl aller in der Bibliothek gestapelten Bücher gekommen; von achthunderttausend im Jahre 1860 hatte sie sich nun auf über zwei Millionen erhöht.

Michel ließ sich den für die Literatur vorbehaltenen Teil der Gebäude zeigen, und er nahm die Hieroglyphentreppe, die von Bauarbeitern gerade mit kräftigen Pickelschlägen restauriert wurde.

Im Literatursaal angekommen, fand Michel diesen völlig vereinsamt und in seiner Verlassenheit um vieles sonderbarer denn einst, als ihn eine wissensdurstige Menschenmenge füllte. Ein paar Ausländer besuchten ihn noch, so wie man etwa die Sahara besichtigt, und man zeigte ihnen den Platz, an dem

1875 ein Araber genau an dem Tisch gestorben war, den er sein ganzes Leben lang eingenommen hatte.

Die Formalitäten, die notwendig waren, um ein Werk zu bekommen, erwiesen sich als höchst kompliziert; der vom Antragsteller unterzeichnete Bestellschein mußte den Titel des Buches, dessen Format, das Datum seiner Veröffentlichung, die Nummer der Auflage und den Namen des Autors enthalten, das heißt also, man konnte nichts lernen, wenn man nicht bereits ein Gelehrter war; darüber hinaus mußte der Ansuchende sein Alter, seinen Wohnort, seinen Beruf und den Zweck seiner Nachforschungen angeben.

Michel befolgte die Vorschriften und übergab seinen mustergültig ausgefüllten Bestellschein dem schlafenden Bibliothekar; nach dessen Vorbild schnarchten auch die Saalburschen ganz entsetzlich auf ihren an der Wand lehnenden Stühlen; ihre Aufgaben waren zu einer ebenso vollkommenen Sinekure geworden wie die Aufgaben der Platzanweiser im Odéon.

Der aus dem Schlaf hochgeschreckte Bibliothekar nahm den waghalsigen jungen Mann in Augenschein; er las den Bestellschein, und die Anfrage schien ihn zu erstaunen; nachdem er lange überlegt hatte, verwies er Michel zu dessen großem Schrecken an einen subalternen Angestellten, der in der Nähe seines Fensters an einem einsamen kleinen Schreibtisch arbeitete.

Michel stand einem siebzigjährigen Mann gegenüber, mit aufgewecktem Blick, lächelndem Gesicht und dem Aussehen eines Gelehrten, der meint, nichts zu wissen. Dieser bescheidene Angestellte nahm den Schein und las ihn aufmerksam durch.

»Sie bestellen Autoren des 19. Jahrhunderts«, sagte er; »das macht ihnen viel Ehre; uns wird es erlauben, sie abzustauben. Also, Monsieur … Michel Dufrénoy?«

Bei diesem Namen hob der Alte lebhaft den Kopf.

»Sie sind Michel Dufrénoy!« rief er. »Tatsächlich, ich hatte Sie noch nicht angeschaut!«

»Sie kennen mich? …«

»Und ob ich Sie kenne! …«

Der Alte konnte nicht weitersprechen; echte Rührung zeichnete sich auf seinem gutmütigen Gesicht ab; er streckte Michel die Hand hin, und voller Zutrauen drückte dieser sie herzlich.

»Ich bin dein Onkel«, sagte der gute Mann schließlich, »dein alter Onkel Huguenin, der Bruder deiner armen Mutter.«

»Mein Onkel! Ihr!« rief Michel ergriffen.

»Du kennst mich nicht! Aber ich kenne dich, mein Kind! Ich war dabei, als du deinen wundervollen Preis für lateinische Verse errungen hast! Mein Herz schlug heftig, und du hast nichts davon geahnt!«

»Mein Onkel!«

»Dich trifft keine Schuld, mein liebes Kind, das weiß ich! Ich hielt mich abseits, fern von dir, um dir bei der Familie deiner Tante nicht zu schaden; aber ich habe deine schulische Laufbahn Schritt für Schritt, Tag für Tag verfolgt! Ich sagte mir: es ist nicht möglich, daß das Kind meiner Schwester, der Sohn eines großen Künstlers, nichts von den poetischen Instinkten seines Vaters geerbt haben sollte, und ich habe mich nicht getäuscht, denn du kommst hierher, um nach den großen Dichtern Frankreichs zu fragen! Ja, mein Kind! Ich werde sie dir geben! Wir werden sie gemeinsam lesen! Niemand wird uns dabei stören! Niemand schaut zu uns her! Laß dich zum ersten Mal küssen!«

Der Alte schloß den jungen Mann in die Arme, und dieser fühlte sich unter seinen Umarmungen aufleben. Es war die süßeste Gefühlsregung, die er bis dahin in seinem Leben gespürt hatte.

»Aber, teurer Onkel«, fragte er, »wie konntet Ihr euch über meine Kindheit auf dem laufenden halten?«

»Mein lieber Sohn, ich habe einen guten Menschen zum Freund, der dir wohlgesinnt ist, dein Professor Richelot, und durch ihn habe ich erfahren, daß du einer der unseren bist! Ich habe dich am Werk gesehen! Ich habe deine Examensarbeit in lateinischen Versen gelesen; ein eher schwer zu behandelndes Thema, zum Beispiel wegen der Eigennamen: *Marschall Pélissier auf dem Turm von Malakow.* Die alten historischen Themen sind eben immer noch in Mode, und du hast dich wahrhaftig nicht schlecht aus der Affäre gezogen!«

»Oh!« meinte Michel.

»Nein, nein«, fuhr der alte Gelehrte fort, »du hast aus Pelissierus zwei lange und zwei kurze gemacht, eine kurze und zwei lange aus Malakoff, und du hattest recht damit! Hör nur! Ich habe mir diese zwei schönen Verse gemerkt:

Iam Pelissiero pendenti ex turre Malacoff

Sebastopolitam concedit Iupiter urbem … [1]

Ach! mein Kind, wenn es diese Familie nicht gäbe, die mich verachtet und die letzten Endes deine Erziehung bezahlt hat, wie viele Male hätte ich deine wunderbaren Eingebungen ermutigen wollen! Aber jetzt wirst du mich besuchen, und noch dazu oft!«

»Jeden Abend, lieber Onkel, während meiner freien Stunden.«

»Aber mir scheint, daß deine Ferien …«

»Ferien, lieber Onkel! Morgen früh trete ich meine Arbeit im Bankhaus meines Cousins an!«

»Du! In einem Bankhaus!« rief der Alte. »Du! Ein Geschäftsmann! Aber es ist ja wahr! Was sollte aus dir werden? Ein armer Kerl wie ich kann dir nicht weiterhelfen! Ach! Mein Kind, mit deinen Ideen, mit deinen Fähigkeiten bist du allzu spät geboren worden, ich wage nicht zu sagen, allzu früh, denn bei dem Tempo, mit dem sich die Dinge entwickeln, darf man nicht einmal mehr auf die Zukunft hoffen!«

»Aber kann ich mich nicht weigern? Bin ich denn nicht frei?«

»Nein! Du bist nicht frei; Monsieur Boutardin ist leider Gottes mehr als dein Onkel; er ist dein Vormund; ich will und darf dich nicht dazu ermutigen, einen verhängnisvollen Weg einzuschlagen; nein, du bist jung; setze alles daran, dir Unabhängigkeit zu erwerben, und wenn sich deine Vorlieben dann noch nicht verändert haben, wenn ich dann noch auf dieser Welt bin, komm zu mir.«

»Aber der Beruf eines Bankiers erfüllt mich mit Abscheu«, antwortete Michel lebhaft.

»Gewiß, mein Kind, und wenn in meinem Heim Platz für zwei wäre, würde ich zu dir sagen: komm, wir werden glücklich sein; aber dieses Leben würde dich zu nichts bringen, da man es nun einmal unbedingt zu etwas bringen muß; nein! arbeite! vergiß mich ein paar Jahre lang; ich wäre dir ein schlechter Ratgeber; sprich mit niemandem darüber, daß du deinen Onkel getroffen hast; das könnte dir schaden; denk nicht mehr an den Alten, der schon längst gestorben wäre ohne seine süße Gewohnheit, jeden Tag hierherzukommen, um seine alten Freunde in den Regalen dieses Saales wiederzutreffen.«

»Wenn ich frei bin«, sagte Michel.

»Ja! In zwei Jahren! Du bist sechzehn; mit achtzehn bist du volljährig; wir werden warten; aber vergiß nicht, Michel, daß ich immer einen kräftigen

Händedruck, einen guten Ratschlag und ein offenes Herz für dich bereit haben werde. Du wirst mich besuchen«, fügte der Alte hinzu und widersprach sich damit selbst.

»Ja! Ja! Liebster Onkel! Wo wohnt Ihr denn?«

»Weit, sehr weit weg! In der Ebene von Saint-Denis; aber durch den Gleisanschluß am Boulevard Malesherbes ist es nur ein Katzensprung bis zu mir nach Hause; dort habe ich ein recht kleines und recht kaltes Zimmer, doch es wird groß sein, wenn du kommst, und warm, wenn ich deine Hände in die meinen schließe.«

Auf diese Weise spann sich die Unterhaltung zwischen Onkel und Neffe fort; der alte Gelehrte wollte bei dem jungen Mann jene schöngeistigen Neigungen ersticken, die er zugleich bewunderte, und seine Worte wurden seinem Willen in jedem Augenblick untreu; er wußte, wie falsch, deklassiert, unmöglich die Lage eines Künstlers sein würde.

So plauderten sie über alles mögliche; der gute Mann öffnete sich wie ein altes Buch, das der junge Bursche zuweilen durchblättern käme und das gerade gut genug war, ihm Dinge aus vergangenen Zeiten zu erzählen.

Michel sprach vom Zweck seines Besuches in der Bibliothek und befragte seinen Onkel über den Untergang der Literatur.

»Die Literatur ist tot, mein Kind«, antwortete der Onkel; »schau dir diese menschenleeren Säle an und diese unter ihrem Staub begrabenen Bücher; man liest nicht mehr; ich bin der Hüter dieses Friedhofs hier, und die Exhumierung ist untersagt.«

Während dieses Gesprächs verging die Zeit wie im Flug.

»Vier Uhr«, rief der Onkel, »wir müssen Abschied nehmen.«

»Ich werde Euch wiedersehen«, sagte Michel.

»Ja! Nein! Mein Kind! Laß uns nie wieder über Literatur, nie über Kunst sprechen! Nimm die Situation so hin, wie sie ist! Du bist Monsieur Boutardins Mündel, und erst an zweiter Stelle der Neffe deines Onkels Huguenin!«

»Ich will Euch begleiten«, sagte der junge Dufrénoy.

»Nein! Wir könnten gesehen werden. Ich gehe allein.«

»Also bis nächsten Sonntag, lieber Onkel.«

»Bis Sonntag, mein teurer Sohn.«

Michel ging als erster hinaus, aber er wartete auf der Straße; er sah, wie der Alte mit immer noch festem Schritt den Weg zum Boulevard einschlug; er folgte ihm von weitem bis zur Station Madeleine.

»Endlich«, sagte er zu sich selbst, »bin ich nicht mehr allein auf der Welt!«

Er kehrte in das Herrschaftshaus zurück. Die Familie Boutardin dinierte glücklicherweise in der Stadt, und Michel verbrachte seinen ersten und letzten Ferienabend friedlich in seinem Zimmer.

Fußnoten

1 Pélissier, dessen Schicksal am Turm von Malakow hing, liefert Jupiter nun die Stadt Sewastopol aus.

Fünftes Kapitel

Wo von Rechenmaschinen die Rede ist sowie von sich selbst verteidigenden Registrierkassen.

Am nächsten Tag ging Michel Dufrénoy um acht Uhr in die Büroräume der Bank Casmodage & Co.; sie lagen an der Rue Neuve-Drouot in einem jener Häuser, die an der Stelle der alten Oper erbaut worden waren; der junge Mann wurde in ein weitläufiges Parallelogramm geführt, das mit seltsam geformten Apparaten ausgestattet war, die ihm nicht sogleich auffielen. Sie glichen überdimensionalen Klavieren.

Als Michel seinen Blick in das angrenzende Büro schweifen ließ, erspähte er dort gewaltige Registrierkassen: Sie wirkten wie Trutzburgen; zinnenbestückt wie sie waren, fehlte nicht viel, und jede von ihnen hätte mühelos eine Garnison von zwanzig Mannen beherbergt.

Michel konnte nicht anders, als beim Anblick dieser geharnischten und gepanzerten Geldschränke zu erschaudern.

»Sie scheinen jeder Bombe standzuhalten«, sagte er sich.

Ein Mann um die fünfzig, seine morgendliche Gänsefeder hinter dem Ohr, spazierte würdevoll an diesen Monumenten entlang. Michel erkannte bald, daß er zur Familie der Zahlenleute gehörte, zum Stand der Kassenverwalter; dieses

exakte, ordentliche, mürrische und jähzornige Wesen kassierte mit Begeisterung und zahlte nur unter Schmerzen; es schien Zahlungsausgänge als Diebstähle an seiner Kasse zu betrachten, und Eingänge als Wiedergutmachungen. Etwa sechzig Kommis, Gehilfen, Abschreiber kritzelten und rechneten unter seiner erhabenen Führung.

Michel war dazu bestellt, unter ihnen Platz zu nehmen; ein Bürodiener führte ihn zu der gewichtigen Persönlichkeit, die ihn erwartete.

»Mein Herr«, sagte der Kassenverwalter zu ihm, »bei Ihrem Eintritt hier haben Sie als erstes zu vergessen, daß Sie zur Familie Boutardin gehören. So lautet die Vorschrift.«

»Ich könnte mir nichts Besseres wünschen«, antwortete Michel.

»Zu Beginn Ihrer Lehre werden Sie der Maschine Nr. 4 zugeteilt.«

Michel drehte sich um und erblickte die Maschine Nr. 4. Es war eine Rechenmaschine.

Lange war es her, daß Pascal ein derartiges Gerät konstruiert hatte, dessen Erfindung damals so wunderbar erschien. Seit jener Zeit hatten der Architekt Perrault, der Graf von Stanhope, Thomas von Colmar, Mauret und Jayet treffliche Veränderungen an dieser Art Apparat vorgenommen.

Das Haus Casmodage besaß wahre Meisterwerke; seine Geräte glichen in der Tat riesigen Klavieren; drückte man auf die Tasten einer Klaviatur, erhielt man augenblicklich Endsummen, Restbeträge, Produkte, Quotienten, Verhältnisregeln, Berechnungen über Amortisierung und Zinseszinsen für unbegrenzte Zeiträume und zu allen nur erdenklichen Sätzen. Es gab hohe Töne, bei denen bis zu einhundertfünfzig Prozent herauskamen! Nichts war wundervoller als diese Maschinen, die mit Leichtigkeit eine Mondeux oder eine [?][1] geschlagen hätten.

Allerdings war es notwendig, darauf spielen zu können, und Michel mußte Stunden nehmen, um den Fingersatz zu erlernen.

Wie man sieht, trat er in ein Bankhaus ein, das Hilfe gebrauchen konnte und das alle Möglichkeiten der Mechanik nutzte.

Im übrigen verlieh die Fülle der Geschäfte, die Vielfalt der Korrespondenz der schlichten Büroausstattung eine außergewöhnliche Bedeutung.

So bestand die Post des Hauses Casmodage aus nicht weniger als dreitausend Briefen pro Tag, die in alle Ecken der Welt verschickt wurden. Eine Lenoir-

Maschine mit der Kraft von fünfzehn Pferden wurde nicht müde, diese Briefe abzuschreiben, die ihr fünfhundert Angestellte pausenlos zuschickten.

Und doch hätte die elektrische Telegraphie die Anzahl von Briefen beträchtlich senken müssen, denn neueste Entwicklungen erlaubten es dem Absender, mit dem Empfänger direkt in Verbindung zu treten; das Briefgeheimnis war auf diese Weise gewahrt, und die stattlichsten Geschäfte wurden auf Distanz abgewickelt. Jedes Haus besaß seine eigenen Drähte, nach dem in ganz England schon lange Zeit üblichen Wheatstone-System. Die Kurse der unzähligen Wertpapiere, die auf dem freien Markt notiert wurden, erschienen von ganz allein auf großen Scheiben, welche im Zentrum der Börsen von Paris, London, Frankfurt, Amsterdam, Turin, Berlin, Wien, Sankt Petersburg, Konstantinopel, New York, Valparaiso, Kalkutta, Sydney, Peking und Nuka-hiva standen.

Die photographische Telegraphie, die im vergangenen Jahrhundert von Professor Giovanni Caselli aus Florenz erfunden worden war, erlaubte es überdies, das Faksimile jedes beliebigen Schriftstücks, Handschrift oder Zeichnung, in weiteste Fernen zu schicken und Wechsel oder Verträge über fünftausend Meilen hinweg zu unterzeichnen.

Das telegraphische Netz überzog also die gesamte Erdoberfläche sowie den Meeresgrund; Amerika war keine Sekunde von Europa entfernt, und in einem feierlichen Versuch, der 1903 in London durchgeführt worden war, korrespondierten zwei Experimentatoren miteinander, nachdem sie ihre Nachricht rund um die Erdkugel gesandt hatten.

Es ist leicht zu verstehen, daß in diesem Zeitalter der Geschäfte der Papierverbrauch in unerwartete Dimensionen gestiegen war; Frankreich, das hundert Jahre zuvor sechzig Millionen Kilogramm Papier produziert hatte, verbrauchte nun mehr als dreihundert Millionen Kilogramm; man fürchtete übrigens nicht mehr, daß es eines Tages an Lumpen mangeln könnte, sie waren auf vorteilhafte Art durch Alfagras, Aloe, Topinambur, Lupine und zwanzig andere billige Pflanzen ersetzt worden; in zwölf Stunden machten die Verfahren von Watt und Burgess ein Stück Holz zu wunderbarem Papier; die Wälder dienten nicht mehr zum Heizen, sondern zum Drucken.

Das Haus Casmodage führte als eines der ersten dieses Papier aus Holz ein; wenn man es für Wechsel, Geldscheine oder Aktien verwendete, wurde es mit der Gallussäure von Lemfelder behandelt, die es gegen die chemischen Wirkstoffe der Fälscher resistent machte; da sich die Diebe genausoschnell

vermehrten wie die Geschäfte, mußte man auf der Hut sein.

Dergestalt also war das Haus, in dem Riesengeschäfte über die Bühne gingen. Der junge Dufrénoy hatte in ihm die kleinste Rolle zu spielen; er sollte der erste Bediener einer Rechenmaschine sein und trat noch am selben Tag sein Amt an.

Diese mechanische Tätigkeit bereitete ihm große Schwierigkeiten; es fehlte ihm an Eifer, und der Apparat funktionierte unter seinen Fingern ziemlich schlecht; was er auch anstellte, einen Monat nachdem er die Arbeit aufgenommen hatte, machte er mehr Fehler als am ersten Tag, und das, obwohl sie ihn an den Rand des Wahnsinns trieb.

Außerdem wurde er streng gehalten, weil man das Bedürfnis nach Unabhängigkeit und die Instinkte des Künstlers in ihm brechen wollte; nicht einen Sonntag, nicht einen Abend konnte er seinem Onkel widmen, und sein einziger Trost bestand darin, ihm heimlich zu schreiben.

Bald jedoch wurde er von Mutlosigkeit und Widerwillen erfaßt; er war nicht imstande, diese Hilfsarbeitertätigkeit noch länger auszuführen.

Ende November fand ein Gespräch zwischen Herrn Casmodage, Boutardin Sohn und dem Kassenverwalter statt:

»Dieser Bursche ist entschieden unintelligent«, sagte der Bankier.

»Die Wahrheit zwingt mich, dem zuzustimmen«, antwortete der Kassenverwalter.

»Er ist das, was man früher als Künstler bezeichnete«, fuhr Athanase fort, »und was wir heutzutage einen Verrückten nennen.«

»Die Maschine wird in seinen Händen zu einem gefährlichen Instrument«, antwortete der Bankier; »er unterbreitet uns Additionen anstelle von Subtraktionen, und er hat es noch nie geschafft, uns eine Zinsrechnung zu bloß fünfzehn Prozent vorzulegen!«

»Das ist jämmerlich«, sagte der Cousin.

»Aber wo sollen wir ihn denn einsetzen?« sprach der Kassenverwalter weiter.

»Kann er lesen?« fragte Monsieur Casmodage.

»Vermutlich ja«, antwortete Athanase mit leichtem Zweifel in der Stimme.

»Wir könnten ihn beim Großen Hauptbuch einsetzen; er soll Quinsonnas diktieren, der nach einem Gehilfen verlangt.«

»Sie haben recht«, erwiderte der Cousin; »diktieren, das ist wohl das einzige, wozu er fähig ist, denn er hat eine gräßliche Schrift.«

»Und das zu einer Zeit, in der jedermann schön schreibt«, fügte der Kassenverwalter hinzu.

»Wenn ihm bei dieser neuen Arbeit kein Erfolg beschert ist«, sagte Monsieur Casmodage, »dann taugt er nur noch zum Ausfegen der Büros!«

»Und sogar dazu …«, meinte der Cousin.

»Er soll kommen«, sagte der Bankier.

Michel erschien vor dem furchterregenden Triumvirat.

»Monsieur Dufrénoy«, sagte der Chef des Hauses und ließ sein geringschätzigstes Lächeln um die Lippen spielen, »Ihre allseits bekannte Unfähigkeit zwingt uns, Ihnen die Betreuung der Maschine Nr. 4 zu entziehen; die Ergebnisse, zu denen Sie kommen, sind ein beständiger Grund für Fehler in unserer Buchhaltung; so kann es nicht weitergehen.«

»Ich bedaure, Monsieur …«, antwortete Michel kühl.

»Ihr Bedauern ist zwecklos«, erwiderte gestreng der Bankier; »Sie sind von nun an dem Großen Hauptbuch zugeteilt. Man versichert mir, daß Sie lesen können. Sie werden diktieren.«

Michel gab keine Antwort. Was machte es ihm schon aus! Das Große Hauptbuch oder die Maschine! Eins war genauso gut wie das andere! Er zog sich also zurück, nachdem er gefragt hatte, wann er seine neue Stellung antreten würde!

»Morgen«, antwortete ihm Athanase; »Monsieur Quinsonnas wird davon in Kenntnis gesetzt.«

Der junge Mann verließ die Büroräume und dachte weniger an seine neue Arbeit, als vielmehr an diesen Quinsonnas, dessen Name ihm Furcht einflößte! Was mochte das für ein Mensch sein? Irgendein über dem Abschreiben der Paragraphen des Großen Hauptbuches gealtertes Wesen, das seit sechzig Jahren Kontokorrente abrechnete, dem Fieber des Saldos und der Raserei des Stornos anheimgefallen! Michel wunderte sich nur, daß der Buchhalter noch nicht durch eine Maschine ersetzt worden war.

Zumindest empfand er aufrichtige Freude, seinen Rechenapparat zu verlassen; er war stolz darauf, ihn schlecht betreut zu haben; diese Maschine sah

fälschlicherweise wie ein Klavier aus, und das stieß ihn ab.

Eingeschlossen im Zimmer und mit seinen Überlegungen beschäftigt, sah Michel schnell die Nacht hereinbrechen; er ging zu Bett, doch er konnte nicht schlafen; eine Art Alptraum bemächtigte sich seines Gehirns. Das Große Hauptbuch erschien ihm in phantastischer Größe; bald fühlte er sich zwischen den weißen Seiten zusammengepreßt wie die getrockneten Pflanzen eines Herbariums, dann wieder gefangengehalten unter dem Rücken des Einbandes, der ihn unter seinen Kupferbeschlägen zerquetschte.

Aufgewühlt fuhr er hoch, von dem unbezwingbaren Verlangen besessen, dieses Wunderding in Augenschein zu nehmen.

»Das sind Kindereien«, sagte er sich, »aber dann weiß ich wenigstens, woran ich bin.«

Er sprang aus dem Bett, öffnete die Zimmertür und wagte sich tastend und stolpernd, mit ausgestreckten Armen und blinzelnden Augen in die Büroräume hinaus.

Finster und schweigsam lagen die weitläufigen Säle da, die tagsüber vom Klirren des Geldes, dem Klingeln des Goldes, dem Rascheln der Geldscheine und dem Kratzen der Federn auf Papier mit dem für Bankhäuser so charakteristischen Geräusch erfüllt waren. Michel marschierte auf gut Glück los und verirrte sich in diesem Labyrinth; er wußte über den Standort des Großen Hauptbuches nicht allzu genau Bescheid, doch ging er weiter; er mußte die Halle mit den Maschinen durchqueren, welche er in der Dunkelheit stehen sah.

»Sie schlafen«, sagte er sich, »und rechnen nicht!«

Er setzte seine Erkundungsreise fort, indem er durch das Büro der Riesenregistrierkassen tappte und bei jedem Schritt anstieß.

Mit einem Schlag fühlte er den Halt unter seinen Füßen schwinden, ein entsetzlicher Krach war zu hören; Schlösser und Riegel schnappten ein; ohrenbetäubendes Pfeifen drang aus den Gesimsen; eine plötzliche Beleuchtung erhellte die Büroräume, während Michel immer weiter hinabfiel und in einem bodenlosen Abgrund zu versinken meinte.

Bestürzt und zu Tode erschrocken wollte er, sobald er wieder festen Boden unter den Füßen zu spüren glaubte, die Flucht ergreifen. Unmöglich! Er saß in einem Eisenkäfig gefangen.

In diesem Moment stürzten sich halbangezogene Leute auf ihn.

»Ein Dieb«, schrie der eine.

»Er sitzt fest«, sagte der andere.

»Holt die Polizei!«

Bald erkannte Michel unter den Zeugen seines Mißgeschicks auch Monsieur Casmodage und den Cousin Athanase.

»Sie«, schrie der eine.

»Er!« schrie der andere.

»Sie wollten meine Kasse aufbrechen!«

»Das fehlte gerade noch!«

»Sicher ein Schlafwandler«, sagte jemand.

Zur Ehre des jungen Dufrénoy schloß sich die Mehrheit der anwesenden Männer im Hemd dieser Meinung an. Der Gefangene wurde entkäfigt, ein unschuldiges Opfer perfektionierter Registrierkassen, die sich ganz allein verteidigen.

Mit seinen ausgestreckten Armen hatte Michel in der Finsternis die Wertpapierkasse gestreift, die genauso empfindsam und schamhaft war wie ein junges Mädchen; sofort hatte sich eine Sicherheitsvorrichtung eingeschaltet. Der Boden öffnete sich mittels beweglicher Dielen, während die Büroräume beim Krachen der laut zuschlagenden Türen elektrisch beleuchtet wurden. Die von schrillen Alarmglocken geweckten Angestellten stürzten zu dem Käfig, der bis ins Kellergeschoß hinuntergefahren war.

»Das wird Ihnen eine Lehre sein«, sagte der Bankier zu dem jungen Mann, »hier herumzuspazieren, wo Sie nichts verloren haben.«

Der beschämte Michel wußte nicht, was er antworten sollte.

»Na, bitte! Was für ein wohldurchdachter Apparat«, rief Athanase.

»Nichtsdestoweniger«, entgegnete ihm Monsieur Casmodage, »wird er erst dann vollkommen sein, wenn der in einen Sicherheitswaggon gesetzte Dieb mit der Kraft einer Sprungfeder direkt auf die Polizeipräfektur befördert wird!«

»Und vor allem«, dachte Michel, »wenn die Maschine ganz von alleine den für Einbruchsdiebstahl gültigen Paragraphen aus dem Strafgesetzbuch auf ihn anwendet!«

Doch diese Überlegung behielt er für sich und lief unter dem lauten Gelächter

der anderen Hals über Kopf davon.

Fußnoten

1 Eigenname fehlt im MS.

Sechstes Kapitel

Wo Quinsonnas in den luftigen Höhen des Großen Hauptbuches erscheint

Am nächsten Tag ging Michel mitten durch das ironische Geflüster der Kommis zu den Büros der Buchhaltung; sein nächtliches Abenteuer lief von Mund zu Mund, und man hatte keinerlei Hemmungen, darüber zu lachen.

Michel trat in einen riesengroßen Saal, den eine Rauchglaskuppel überwölbte; in der Mitte ragte auf einem einzigen Fuß ein Meisterwerk der Mechanik, das Hauptbuch des Bankhauses, empor. Es verdiente das Attribut Groß mit mehr Recht als Ludwig XIV.; es war zwanzig Fuß hoch; ein intelligenter Mechanismus erlaubte, es wie ein Teleskop auf alle Punkte am Horizont auszurichten; ein geistreich angeordnetes System von leichten Laufstegen senkte oder hob sich je nach den Bedürfnissen des Schreibers.

Auf drei Meter breiten weißen Seiten entfalteten sich in drei Zoll großen Buchstaben die täglichen Operationen des Hauses. Der Anblick dieser in Goldtinte hervorgehobenen *Kassen für Diverses, Diversen Kassen* und *Abschlußkassen* bereitete all jenen Leuten Vergnügen, deren Geschmack entsprechend ausgebildet war. Andere Tinten verschiedenster Farben unterstrichen grell die Vorträge sowie die Seitennumerierung; was die in den Additionsspalten prachtvoll übereinandergetürmten Zahlen betrifft, so stachen die Francs in Scharlachrot heraus, und die bis auf die dritte Dezimale berechneten Centimes hoben sich in Dunkelgrün ab.

Michel war beim Anblick dieses Monuments wie vor den Kopf geschlagen. Er verlangte nach Monsieur Quinsonnas.

Man verwies ihn an einen jungen Mann, der auf dem höchsten Laufsteg hockte; er nahm die Wendeltreppe und in wenigen Augenblicken gelangte er

zum Gipfel des Großen Hauptbuches.

Monsieur Quinsonnas war gerade dabei, mit unvergleichlicher Geschicklichkeit ein großes, drei Fuß langes F zu formen.

»Monsieur Quinsonnas«, sagte Michel.

»Bemühen Sie sich doch herein«, antwortete der Buchführer; »mit wem habe ich die Ehre?«

»Mit Monsieur Dufrénoy.«

»Sind Sie der Held eines Abenteuers, das …«

»Ich bin dieser Held«, antwortete Michel kühn.

»Das gereicht Ihnen zum Lob«, fuhr Quinsonnas fort, »Sie sind ein Ehrenmann; ein Dieb hätte sich nicht erwischen lassen. Das ist meine Meinung.«

Michel starrte seinen Gesprächspartner an; machte sich dieser über ihn lustig? Das erschreckend ernste Gesicht des Buchhalters ließ diese Vermutung jedoch nicht zu.

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung«, sagte Michel.

»Und ich zu Ihrer«, antwortete der Schreiber.

»Was habe ich zu tun?«

»Folgendes: mir mit klarer und langsamer Stimme die einzelnen Posten aus dem Journal zu diktieren, die ich ins Große Hauptbuch übertrage! Keinen Irrtum bitte! Sprechen Sie deutlich. Bruststimme! Keinen Fehler! Eine einzige durchgestrichene Stelle, und ich bin entlassen.«

Das war die gesamte Einführung, und die Arbeit begann.

Quinsonnas war ein dreißigjähriger Bursche, der aufgrund seines überaus strengen Gehabes wie vierzig wirken mochte. Jedoch durfte man ihn nicht allzu aufmerksam mustern, denn unter dieser schrecklichen Ernsthaftigkeit hätte man schließlich sehr viel in Zaum gehaltene Fröhlichkeit und einen verteufelt geistreichen Gesichtsausdruck ausmachen können. Nach drei Tagen meinte Michel etwas davon zu bemerken.

Und doch verfügte der Buchhalter in den Büros über einen soliden Ruf der Schlichtheit, um nicht zu sagen der Dummheit; über ihn wurden Geschichten erzählt, die einen Calino jener Zeit in den Schatten gestellt hätten! Aber durch seine Zuverlässigkeit und seine schöne Schrift besaß er zwei unbestreitbare

Qualitäten; in der *Großen Bastardschrift* mußte man seinesgleichen suchen, und in der *Umgekehrten Schrägschrift* ließ er keine Rivalen neben sich aufkommen.

Was seine Zuverlässigkeit angeht, hätte man sie sich nicht vollkommener wünschen können, denn dank seiner sprichwörtlichen Intelligenzlosigkeit war er zwei für einen Kommis äußerst lästigen Verpflichtungen entkommen, nämlich der Geschworenenbank und der Nationalgarde. Diese beiden großartigen Institutionen übten im Jahr der Gnade 1960 noch immer ihre Tätigkeit aus.

Die Umstände, unter denen Quinsonnas von den Listen der einen und aus dem Register der anderen gestrichen wurde, waren folgende.

Ungefähr ein Jahr zuvor hatte ihn das Schicksal auf die Geschworenenbank geführt; es ging um eine sehr ernste, vor allem aber auch sehr lange Schwurgerichtsangelegenheit; sie dauerte schon eine Woche; man hoffte, sie endlich zu einem Abschluß zu bringen, und stand kurz vor der Einvernahme der letzten Zeugen; doch man hatte die Rechnung ohne Quinsonnas gemacht. Mitten in der Verhandlung erhob er sich und bat den Gerichtspräsidenten, dem Angeklagten eine Frage stellen zu dürfen. Dem wurde stattgegeben, und der Angeklagte beantwortete die Nachfrage seines Geschworenen.

»Na, dann«, sagte Quinsonnas mit lauter Stimme, »liegt es doch klar auf der Hand, daß der Angeklagte unschuldig ist.«

Man stelle sich einmal vor, was das hieß! Es ist den Geschworenen verboten, während der Verhandlungen ihre Meinung zu äußern, denn dies würde eine Annullierung nach sich ziehen! Wegen Quinsonnas’ Ungeschicklichkeit wurde die ganze Angelegenheit also auf eine weitere Sitzung vertagt! Und alles mußte noch einmal von vorne begonnen werden; und da der unverbesserliche Geschworene unabsichtlich oder vielmehr aus Naivität den gleichen Fehler wieder beging, konnte in keinem Fall ein Urteil gesprochen werden!

Was sollte man diesem Unglücksraben Quinsonnas vorwerfen? Natürlich sprach er gegen seinen Willen, unter der Aufregung der Verhandlungen; seine Gedanken gingen mit ihm durch! Es war eine Schwäche, aber nachdem die Gerechtigkeit schließlich doch ihren Lauf nehmen mußte, wurde er ein für alle Mal aus der Geschworenenliste gestrichen.

Bei der Nationalgarde war es ganz anders verlaufen.

Als er zum ersten Mal vor dem Tor seines Rathauses Posten stand, nahm er seine Aufgabe ernst; er pflanzte sich militärisch vor seinem Wachhäuschen auf,

mit geladenem Gewehr, den Finger auf dem Abzug und zum Feuern bereit, als müsse der Feind gleich aus einer Seitenstraße hervorbrechen. Natürlich bestaunte man diese übereifrige Schildwache, es kam zu Menschenansammlungen; ein paar harmlose Passanten lächelten. Dies mißfiel dem scheuen Nationalgardisten; er verhaftete einen, dann zwei, dann drei; nach zwei Stunden Torwache hatte er die Wachstube gefüllt. Beinahe wäre ein Aufruhr entstanden.

Was konnte man ihm schon vorwerfen? Er war im Recht; er behauptete, verhöhnt worden zu sein, während er unter Waffen stand! Er war der Fahne treu ergeben. Bei der nächsten Wache geschah wiederum das gleiche, und da weder sein Eifer noch seine alles in allem sehr ehrenwerte Empfindlichkeit gemäßigt werden konnten, strich man ihn aus dem Register.

Man hielt Quinsonnas im Grunde für einen Einfaltspinsel, doch auf diese Weise mußte er fürderhin weder auf die Geschworenenbank noch zur Nationalgarde.

Nachdem Quinsonnas von diesen beiden großen gesellschaftlichen Verpflichtungen befreit war, wurde ein vorbildlicher Buchhalter aus ihm.

Einen Monat lang diktierte Michel regelmäßig; seine Arbeit war leicht, doch sie ließ ihm keinen Augenblick Freiheit; Quinsonnas schrieb und warf zuweilen einen erstaunlich geistvollen Blick auf den jungen Dufrénoy, wenn dieser sich daran machte, mit inspiriertem Tonfall die einzelnen Posten des Großen Hauptbuches vorzutragen.

»Komischer Bursche«, sagte er sich in seinem Inneren; »eigentlich macht er den Eindruck, über seinem Beruf zu stehen! Warum hat man ihn, Boutardins Neffen, hierher gesetzt? Um mich abzulösen? Unmöglich! Er schreibt wie der letzte Schmierfink! Ist er wirklich ein junger Dummkopf? Ich muß mir Gewißheit verschaffen!«

Michel seinerseits hing ähnlichen Überlegungen nach.

»Dieser Quinsonnas spielt mit verdeckten Karten!« sagte er sich. »Ganz augenscheinlich ist er nicht dazu geboren, ewig die Buchstaben F oder M zu malen! Es gibt Augenblicke, wo ich ihn in petto schallend lachen höre! Woran er wohl denkt?«

Auf diese Weise beobachteten sich die zwei Genossen des Großen Hauptbuches gegenseitig; es kam vor, daß sie sich mit einem reinen und offenherzigen Blick anschauten, aus dem ein mitteilsamer Funke sprühte. So

konnte es nicht weitergehen, Quinsonnas verzehrte sich vor Verlangen, endlich Fragen zu stellen, und Michel, endlich zu antworten, und eines schönen Tages, er wußte eigentlich nicht warum, einfach um sein Herz auszuschütten, fühlte sich Michel dazu gedrängt, alles über sein Leben zu erzählen; er tat es mit Hingabe, erfüllt von allzu lange unterdrückten Gefühlen. Bestimmt war Quinsonnas gerührt, denn er drückte warmherzig die Hand seines jungen Gefährten.

»Aber Ihr Vater«, fragte er ihn.

»War Komponist.«

»Was! Jener Dufrénoy, der die letzten Seiten hinterlassen hat, auf welche die Musik stolz sein kann!«

»Genau der.«

»Ein Mann von Genie«, antwortete Quinsonnas temperamentvoll, »arm und verkannt, mein liebes Kind, und mein Lehrmeister!«

»Ihr Lehrmeister!« sagte Michel überrascht.

»Nun, denn! Ja!« rief Quinsonnas und schwang seine Feder. »Zum Teufel mit der Zurückhaltung! *Io son pictor!* Ich bin Musiker!«

»Ein Künstler!« erwiderte Michel.

»Ja! Aber nicht so laut! Man würde mich hinauswerfen«, sagte Quinsonnas und dämpfte somit die Überraschung des jungen Mannes.

»Aber …«

»Hier bin ich Buchführer; der Schreiber ernährt den Musiker, bis zu dem Augenblick …«

Er hielt inne und starrte Michel an.

»Nun, was?« meinte dieser.

»Nun, bis zu dem Augenblick, in dem ich eine brauchbare Erfindung gemacht habe!«

»In der Industrie!« antwortete Michel enttäuscht.

»Nein, mein Sohn!« antwortete Quinsonnas väterlich. »In der Musik!«

»In der Musik?«

»Kein Wort! Fragen Sie mich nicht aus! Es ist ein Geheimnis; aber ich will mein Jahrhundert in Erstaunen versetzen! Lachen Sie nicht! Das Lachen wird in

unserer Zeit, die nur den Ernst kennt, mit dem Tode bestraft!«

»Sein Jahrhundert in Erstaunen versetzen«, wiederholte der junge Mann gedankenverloren.

»So lautet meine Devise«, antwortete Quinsonnas; »es in Erstaunen versetzen, denn bezaubern kann man es nicht mehr! Ebenso wie Sie, bin auch ich hundert Jahre zu spät geboren; machen Sie es wie ich, arbeiten Sie! Verdienen Sie sich Ihr Brot, da wir nun einmal diese unappetitliche Aufgabe haben: zu essen! Ich werde Sie stolzen Mutes in das Leben einweihen, wenn es Ihnen recht ist; seit fünfzehn Jahren ernähre ich mein Individuum in unzureichender Weise, und ich habe gute Zähne gebraucht, um zu zermalmen, was das Schicksal mir in den Mund gestopft hat! Aber immerhin, mit einem guten Kiefer kommt man durch! Glücklicherweise bin ich auf eine Art Beruf gestoßen; ich habe eine schöne Hand, wie man so sagt! Donnerwetter noch einmal! Wenn ich meine Hände verlieren würde, was sollte dann aus mir werden? Weder Klavier noch Großes Hauptbuch! Ach, was! Nach einiger Zeit würde man mit den Füßen spielen! Ja, ja! Ich denke darüber nach! Denn genau das könnte doch mein Jahrhundert in Erstaunen versetzen.«

Michel konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

»Lachen Sie nicht, Unseliger!« fuhr Quinsonnas fort, »das ist im Hause Casmodage untersagt! Sehen Sie nur, ich habe ein Gesicht, das Steine erweichen kann, und eine Miene, die das Wasserbecken der Tuilerien mitten im Juli zum Einfrieren bringt! Bestimmt wissen Sie, daß amerikanische Philanthropen sich einst ausgedacht hatten, ihre Häftlinge in runde Gefängnisse zu sperren, um ihnen nicht einmal mehr die Zerstreuung durch die Ecken zu gönnen. Nun, mein Sohn, die heutige Gesellschaft ist rund wie jene Gefängnisse! Deshalb langweilt man sich in ihr nach Herzenslust!«

»Aber«, entgegnete Michel, »mir scheint, daß Sie sich in Ihrem Innersten einen Rest an Fröhlichkeit bewahrt haben …«

»Hier nicht! Aber bei mir zu Hause ist das etwas anderes! Sie werden mich besuchen kommen! Ich werde Ihnen gute Musik vorspielen! Aus der alten Zeit!«

»Wann immer es Ihnen genehm ist«, antwortete Michel erfreut; »aber ich muß frei bekommen …«

»Gut! Ich werde sagen, daß Sie Diktierstunden brauchen. Aber hier keine solchen subversiven Gespräche mehr! Ich bin ein Rädchen, Sie sind ein Rädchen! Wir wollen uns drehen und die Litaneien der Heiligen Buchhaltung

wiederaufnehmen!«

»Kasse für Diverses«, fuhr Michel fort.

»Kasse für Diverses«, wiederholte Quinsonnas.

Und die Arbeit ging weiter. Von diesem Tag an war das Leben des jungen Dufrénoy spürbar verändert; er besaß einen Freund; er sprach; er konnte sich verständlich machen, glücklich wie ein Stummer, der die Sprache wiedergefunden hat. Die Gipfel des Großen Hauptbuches erschienen ihm nicht mehr wie verödete Spitzen, und er atmete ungezwungen in diesen Höhen. Bald schon erwiesen die beiden Kameraden einander die Ehre des trauten Du.

Quinsonnas weihte Michel in alle von ihm erworbenen Erfahrungen ein, und dieser dachte in seinen schlaflosen Nächten an die Enttäuschungen dieser Welt; in der Früh kam er von seinen nächtlichen Gedanken aufgewühlt ins Büro, und er redete auf den Musiker ein, dem es nicht gelingen wollte, ihn zum Schweigen zu bringen.

Bald schon war das Große Hauptbuch nicht mehr auf dem letzten Stand.

»Deinetwegen werden wir noch einen groben Fehler begehen«, wiederholte Quinsonnas unaufhörlich, »und dann wird man uns vor die Tür setzen!«

»Aber ich muß doch sprechen«, antwortete Michel.

»Nun gut«, sagte Quinsonnas eines Tages zu ihm, »noch heute abend kommst du zum Essen zu mir, zusammen mit meinem Freund Jacques Aubanet.«

»Zu dir! Aber die Beurlaubung?«

»Die habe ich. Wo waren wir stehengeblieben?«

»Liquidationskasse«, fuhr Michel fort.

»Liquidationskasse«, wiederholte Quinsonnas.

Siebtes Kapitel

Drei für die Gesellschaft nutzlose Mäuler

Nach Büroschluss machten sich die beiden Freunde auf den Weg zu Quinsonnas’ Wohnung in der Rue Grange-aux-Belles; Arm in Arm marschierten sie los; Michel, glücklich über seine Freiheit, schritt einher wie ein siegreicher Eroberer.

Die Rue Grange-aux-Belles lag recht weit vom Bankhaus entfernt; aber es war zu dieser Zeit schwierig, in einer für ihre fünf Millionen Einwohner zu kleinen Hauptstadt eine Unterkunft zu finden; man hatte so viele Plätze vergrößert, Chausseen angelegt und Boulevards gebaut, daß es für Privatquartiere allmählich an Grundstücken mangelte. Genau darauf bezog sich ein Sprichwort aus jener Zeit: In Paris gibt es keine Häuser mehr, es gibt nur noch Straßen!

Manche Viertel boten den Bürgern der Hauptstadt keine einzige Wohnmöglichkeit, unter anderen die Ile de la Cité, wo nur noch das Handelsgericht, der Justizpalast, die Polizeipräfektur, die Kathedrale und das Leichenschauhaus emporragten, das heißt also alles, was notwendig war, um bankrott erklärt, verurteilt, eingesperrt, begraben oder sogar wieder aus dem Wasser gefischt zu werden. Die öffentlichen Gebäude hatten die Häuser verjagt.

Dies erklärte die übertrieben hohen Mieten; die Allgemeine Kaiserliche Immobiliengesellschaft besaß, gemeinsam mit der Bodenkreditbank, nahezu ganz Paris und schüttete großartige Dividenden aus. Diese Gesellschaft, die sich zwei geschickten Finanzmännern des 19. Jahrhunderts verdankte, den Brüdern Péreire, war gleichfalls Eigentümerin der wichtigsten Städte Frankreichs, nämlich von Lyon, Marseille, Bordeaux, Nantes, Strasbourg, Lille, nachdem sie diese Schritt für Schritt neu erbaut hatte. Ihre Aktien, deren Wert sich fünfmal verdoppelt hatte, erzielten immer noch einen Kurs von 4450,– Franc auf dem freien Börsenmarkt.

Die weniger begüterten Leute, die nicht allzuweit vom Geschäftszentrum entfernt leben wollten, mußten demnach hoch oben wohnen; was sie an Nähe gewannen, verloren sie durch die Höhe, folglich war alles eine Frage der Anstrengung, nicht der Zeit.

Quinsonnas wohnte im zwölften Stock eines alten Gebäudes mit Treppe, die eine Fahrkabine aufs vorteilhafteste ersetzt hätte. Aber der Musiker fühlte sich deshalb um nichts weniger wohl, sobald er zu Hause war.

Kaum waren sie in der Rue Grange-aux-Belles angekommen, stürmte er die Wendeltreppe hoch.

»Keine Angst, steig nur immer höher hinauf!« sagte er zu Michel, der ihm in seinem Höhenflug folgte. »Irgendwann kommen wir an! Nichts ist ewig auf dieser Welt, nicht einmal Treppen. Da sind wir«, sagte er und öffnete nach diesem atemberaubenden Aufstieg eigenhändig die Tür.

Er schob den jungen Mann in »seine Gemächer«, ein Zimmer von sechzehn Quadratmetern.

»Kein Vorraum«, sagte er zu ihm, »so etwas brauchen nur Leute, die andere warten lassen, und da sich die Meute der Bittsteller niemals in meinen zwölften Stock stürzen wird, aus dem rein physikalischen Grund, daß man sich nicht von unten nach oben stürzt, verzichte ich auf diesen Überfluß; auch den Salon habe ich abgeschafft, denn er hätte das Fehlen eines Speisezimmers allzusehr betont.«

»Aber du scheinst mir hier bestens untergebracht zu sein«, sagte Michel.

»Zumindest in so guter Luft, wie es das Ammoniak des Pariser Drecks erlaubt.«

»Auf den ersten Blick wirkt es klein«, sagte Michel.

»Auch auf den zweiten, aber es genügt.«

»Außerdem ist es geschickt aufgeteilt«, antwortete Michel lachend.

»Nun, Mütterchen«, sagte Quinsonnas zu einer alten Frau, die soeben hereinkam, »ist das Abendessen in Vorbereitung? Wir sind heute drei ausgehungerte Tischgenossen.«

»Ist alles auf dem besten Weg, Monsieur Quinsonnas«, erwiderte die Aufwartefrau; »aber ich konnte den Tisch nicht decken, denn es ist ja keiner da.«

»Wir können ihn entbehren!« rief Michel, der die Vorstellung, auf den Knien zu speisen, bezaubernd fand.

»Was! Wir können ihn entbehren!« entgegnete Quinsonnas. »Glaubst du, ich lade Freunde zum Essen ein, ohne ihnen einen Tisch anbieten zu können?«

»Ich verstehe nicht«, antwortete Michel und warf einen vergeblichen Blick um sich …

Das Zimmer enthielt in der Tat weder Tisch noch Bett, weder Schrank noch Kommode, noch Stuhl; kein einziges Möbelstück, dafür aber ein ansehnliches Klavier.

»Du verstehst nicht«, antwortete Quinsonnas. »Na schön! Und die Industrie, diese herzensgute Mutter, und die Mechanik, diese mildtätige Tochter, die vergißt du so einfach? Hier ist der verlangte Tisch.«

Sprach's und trat zum Klavier, drückte auf einen Knopf und ließ einen Tisch mit Bänken, an dem drei Tischgesellen bequem Platz finden konnten, im wahrsten Sinn des Wortes hervorspringen.

»Das ist genial«, meinte Michel.

»Soweit mußte es ja kommen«, antwortete der Pianist, »denn die beengten Wohnverhältnisse erlaubten es nicht mehr, für alles spezielle Möbel zu besitzen! Schau dir dieses komplexe Instrument an, ein Erzeugnis der *Vereinigten Häuser Érard und Jeanselme!* Es ist für alles mögliche zu gebrauchen und beansprucht wenig Platz, und du kannst mir glauben, deswegen ist das Klavier auch nicht schlechter.«

In diesem Moment klingelte es an der Tür. Quinsonnas öffnete und kündigte seinen Freund Jacques Aubanet an, Angestellter der *Allgemeinen Unterseeminenkompanie.* Michel und Jacques wurden einander ohne jede Förmlichkeiten vorgestellt.

Jacques Aubanet, ein gutaussehender Bursche von fünfundzwanzig Jahren, war mit Quinsonnas eng befreundet und stand wie dieser am Rande der Gesellschaft. Michel wußte nicht, mit welcher Art von Tätigkeit die *Unterseeminenkompanie* ihre Angestellten beschäftigte; aber jedenfalls brachte Jacques einen gehörigen Appetit von dort mit.

Das Essen war zum Glück fertig; die drei jungen Männer machten sich heißhungrig darüber her; nach einem kurzen Augenblick des Kampfes mit den Speisen bahnten sich endlich ein paar Worte zwischen weniger hastig hinuntergeschlungenen Stücken den Weg.

»Mein lieber Jacques«, sagte Quinsonnas, »ich habe dir Michel Dufrénoy vorgestellt, um dich mit einem jungen Freund bekannt zu machen, der zu uns gehört, er ist einer dieser armen Teufel, denen die Gesellschaft die Ausübung ihrer Fähigkeiten verweigert, eines dieser nutzlosen Mäuler, die man stopft, um sie nicht ernähren zu müssen.«

»Aha! Monsieur Dufrénoy ist ein Träumer«, antwortete Jacques.

»Ein Poet, mein Freund! Und ich frage dich, was er auf dieser Welt zu suchen hat, auf der die höchste Pflicht des Menschen darin besteht, Geld zu verdienen!«

»Ganz offensichtlich«, fuhr Jacques fort, »hat er sich im Planeten geirrt.«

»Meine Freunde«, sagte Michel, »was ihr da sagt, ist nicht gerade ermutigend; aber ich weiß mit euren Übertreibungen umzugehen.«

»Dieser teure Junge«, entgegnete Quinsonnas, »er hofft, arbeitet, begeistert sich für gute Bücher, und auch wenn keiner mehr Hugo, Lamartine und Musset liest, so hat er doch die Hoffnung, selbst gelesen zu werden! Aber, du Unglückseliger! Hast du denn eine nützliche Dichtung erfunden, eine Literatur, die den Wasserdampf oder die Sofortbremse ersetzt? Nein? Nun denn! Bremse

lieber deinen Ärger, mein Sohn! Wenn du nicht irgend etwas Erstaunliches erzählst, wer wird dir schon zuhören? Die Kunst ist nur mehr möglich, wenn sie mit einem Hochseilakt daherkommt! In unserer heutigen Zeit würde Hugo seine *Orientalia* vortragen, während er auf Zirkuspferden Luftsprünge vollführt, und Lamartine seine *Harmonien* von den Höhen eines Trapezes herab in Umlauf bringen, mit dem Kopf nach unten!«

»Unmöglich«, rief Michel und sprang auf.

»Nur ruhig, Junge«, antwortete der Pianist, »und frage Jacques, ob ich recht habe!«

»Hundertmal«, sagte Jacques; »diese Welt ist nur mehr ein Markt, ein riesiger Jahrmarkt, und man muß die Leute mit Gaukelspielen unterhalten.«

»Armer Michel«, meinte Quinsonnas und seufzte, »sein Preis für lateinische Verse wird ihm den Kopf verdrehen!«

»Was willst du damit sagen?« fragte der junge Mann.

»Nichts, mein Sohn! Im Grunde genommen kennst du dein Schicksal! Du bist ein großer Dichter! Ich habe einen Teil deiner Werke gesehen; du wirst mir die Feststellung erlauben, daß sie nicht dem Geschmack des Jahrhunderts entsprechen.«

»Wie das?«

»Es steht außer Zweifel! Du behandelst poetische Themen, und heutzutage gilt das als Fehler in der Dichtkunst! Du besingst Wiesen, Täler, Wolken, Sterne und die Liebe, lauter abgenützte Dinge, die niemand mehr haben will!«

»Aber wovon soll ich denn sonst sprechen?« meinte Michel.

»Du mußt in deinen Versen die Wunder der Industrie preisen!«

»Niemals!« schrie Michel.

»Das war gut gesagt«, erwiderte Jacques.

»Also«, fuhr Quinsonnas fort, »kennst du jene Ode, welche vor einem Monat durch die Vierzig von Broglie, die überflüssigerweise in der Akademie herumsitzen, ausgezeichnet worden ist?«

»Nein!«

»Nun denn! Hör zu und laß es dir eine Lehre sein! Die letzten zwei Strophen lauten:

Dann züngelt die feurige Kohle empor
In des mächtigen Kessels glühendem Rohr!
Der lodernde Riese ist furchtlos entschlossen!
Unter bebendem Panzer die Maschine erschafft
Mit heulendem Dampf die siegreiche Kraft
von achtzig Rossen.

Doch mit schwerem Hebel der Heizer zwingt
Die Schieber auf, im Zylinder singt
Der Doppelkolben mit raschem Gestöhn!
Es dreht sich das Rad! Das Tempo nimmt zu!
Der Pfiff ertönt! … Leb hoch, o Lokomotive du
aus Cramptons System!

»Abscheulich«, rief Michel.

»Gut gereimt«, meinte Jacques.

»So, mein Sohn!« antwortete der unbarmherzige Quinsonnas. »Möge der Himmel dafür sorgen, daß du nicht gezwungen wirst, mit deinem Talent dein Auslangen zu finden, und nimm dir uns zum Beispiel, wir haben uns in das Unumstößliche gefügt und warten auf bessere Tage.«

»Befindet sich denn auch Monsieur Jacques«, fragte Michel, »in der Zwangslage, irgendeinem abstoßenden Berufe nachzugehen?«

»Jacques ist Expedient bei einem Industrieunternehmen«, antwortete Quinsonnas, »was aber zu seinem großen Bedauern nicht heißt, daß er an einer Expedition teilnimmt!«

»Was bedeutet es dann?« fragte Michel.

»Es bedeutet«, antwortete Jacques, »daß ich gerne Soldat geworden wäre!«

»Soldat!« meinte der junge Mann erstaunt.

»Ja! Soldat! Ein faszinierender Beruf, in dem man sich noch vor kaum fünfzig Jahren auf ehrenvolle Weise seinen Lebensunterhalt verdienen konnte!«

»Es sei denn, man verlor dieses Leben auf noch ehrenvollere Weise«, entgegnete Quinsonnas. »Nun, mit dieser Laufbahn ist es vorbei, denn es gibt keine Armee mehr, außer man wird Gendarm. Zu einer anderen Zeit wäre Jacques in eine Militärakademie eingetreten oder hätte sich als Freiwilliger verpflichtet, und da wäre er, siegreich und besiegt, General geworden wie ein Turenne oder Kaiser wie ein Bonaparte! Aber, mein hochverehrter Offizier, darauf heißt es nun verzichten.«

»Pah! Wer weiß!« erwiderte Jacques. »Frankreich, England, Rußland, Italien haben ihre Soldaten entlassen, das stimmt; im letzten Jahrhundert hatte man die Perfektion des Kriegsgeräts so weit getrieben, alles war so lächerlich geworden, daß Frankreich nur noch darüber lachen konnte …«

»Und nachdem es gelacht hatte«, sagte Quinsonnas, »wurde es entwaffnet.«

»Ja! Du Witzbold! Ich gebe zu, daß außer dem alten Österreich alle europäischen Nationen den Militärstaat abgeschafft haben! Aber hat man deshalb auch den allen Menschen angeborenen Kampfgeist und den allen Regierungen angeborenen Eroberungsgeist abgeschafft?«

»Zweifellos,« entgegnete der Musiker.

»Und warum?«

»Weil der beste Grund für das Vorhandensein dieser Instinkte die Möglichkeit war, sie zu befriedigen! Weil nichts so sehr zum Kampf verleitet wie der bewaffnete Friede, gemäß einer Redewendung aus alter Zeit! Weil es, wenn du die Maler abschaffst, keine Malerei mehr gibt, die Bildhauer, keine Bildhauerei mehr, die Musiker, keine Musik mehr, und die Krieger, keinen Krieg mehr! Soldaten sind Künstler.«

»Ja! Gewiß!« rief Michel. »Und anstatt meinen gräßlichen Beruf auszuüben, hätte ich mich lieber als Freiwilliger gemeldet.«

»Aha! Du mischst dich auch ein, Knirps!« antwortete Quinsonnas. »Möchtest du vielleicht kämpfen?«

»Kämpfen erhöht die Seele«, erwiderte Michel, »laut Stendhal, einem der großen Denker des vergangenen Jahrhunderts.«

»Ja!« sagte der Pianist, doch er fügte hinzu: »Was für einen Geist braucht man, um jemandem einen Säbelhieb zu versetzen?«

»Man braucht viel Geist, um ihn gut zu versetzen«, antwortete Jacques.

»Und noch mehr, um ihn gut einzustecken!« entgegnete Quinsonnas. »Wahrhaftig, meine Freunde, es ist gut möglich, daß ihr in gewisser Hinsicht recht habt, und ich würde euch vielleicht raten, Soldaten zu werden, wenn es noch eine Armee gäbe; mit ein bißchen Philosophie ist das ein schöner Beruf! Aber nachdem das Marsfeld nun einmal in ein Gymnasium umgewandelt worden ist, muß man dem Kampf entsagen.«

»Man wird darauf zurückkommen«, sagte Jacques; »eines schönen Tages werden irgendwelche unerwarteten Verwicklungen auftauchen …«

»Das glaube ich nicht, mein guter Freund, denn die kriegerischen Gedanken verschwinden und die ehrenhaften Gedanken genauso. Früher hatte man in Frankreich Angst vor der Lächerlichkeit, und du weißt selbst am besten, ob es noch einen Ehrbegriff gibt! Man duelliert sich nicht mehr; so etwas ist altmodisch; man schließt einen Vergleich oder geht vor Gericht; wenn man sich aber nicht mehr um der Ehre willen schlägt, wird man es dann um der Politik willen tun? Wenn die Individuen nicht mehr zum Schwert greifen, warum sollten die Regierungen es dann aus der Scheide ziehen? Niemals gab es mehr Schlachten als in der Zeit der Duelle, und wenn es keine Duellanten mehr gibt, dann gibt es auch keine Soldaten mehr.«

»Ach! Sie werden wiederauferstehen«, antwortete Jacques.

»Aus welchem Anlaß, wo doch die Bande des Handels die Völker einander näherbringen! Haben nicht Engländer, Russen, Amerikaner ihre Dollars in unsere Handelsunternehmen gesteckt? Ist das Geld nicht der Feind des Schrotkorns, hat der Baumwollballen nicht die Kanonenkugel ersetzt! So überlege doch, Jacques! Werden die Engländer, indem sie von einem Recht Gebrauch machen, das sie uns verweigern, nicht nach und nach die Großgrundbesitzer Frankreichs? Ihnen gehören riesige Ländereien, beinahe ganze Departements, nicht erobert, sondern bezahlt, denn das ist sicherer! Man hat nicht Obacht gegeben, man hat es geschehen lassen; und nun sind wir so weit, daß diese Leute bald im Besitz unseres gesamten Grund und Bodens sein und für Wilhelm den Eroberer Vergeltung üben werden.«

»Mein Lieber«, erwiderte Jacques, »merke dir folgendes, und Sie, junger Mann, hören Sie gut zu, denn so lautet das Glaubensbekenntnis dieses Jahrhunderts; unter Montaigne sagte man: was weiß ich; mit Rabelais: vielleicht; im 19. Jahrhundert: was macht mir das aus. Heute sagt man: was bringt das ein? Nun, an dem Tag, an dem ein Krieg wieder etwas einbringen wird genauso wie

ein Industriegeschäft, wird es auch wieder Krieg geben.«

»Gut! Der Krieg hat nie etwas eingebracht, vor allem in Frankreich.«

»Weil man sich um die Ehre schlug und nicht um das Geld«, antwortete Jacques.

»Also glaubst du an eine Armee furchtloser Händler?«

»Gewiß. Schau dir die Amerikaner an mit ihrem grauenhaften Krieg von 1863.«

»Na schön! Mein Lieber, eine Armee, die durch den Anreiz des Geldes zum Kampf getrieben wird, würde nicht mehr aus Soldaten bestehen, sondern aus abscheulichen Plünderern!«

»Nichtsdestoweniger würde sie Wundertaten voller Heldenmut vollbringen«, entgegnete Jacques.

»Wundertaten voller Diebesgut«, widersprach Quinsonnas.

Und die drei jungen Burschen lachten!

»Um zu einem Abschluß zu kommen«, fuhr der Pianist fort, »hier sitzen Michel, ein Dichter, Jacques, ein Soldat, Quinsonnas, ein Musiker, und das zu einem Zeitpunkt, wo es weder Musik noch Dichtung noch Armee mehr gibt! Wir sind schlicht und einfach dumm. Aber das Essen ist nun beendet; es war äußerst gehaltvoll, zumindest was die Unterhaltung betrifft. Beschäftigen wir uns mit anderen Dingen.«

Der abgeräumte Tisch wurde in seinen Falz zurückgeschoben, und das Klavier nahm wieder den Ehrenplatz ein.

Achtes Kapitel

Wo von alter und neuer Musik die Rede ist sowie von der sachgemäßen Verwendung einiger Instrumente

Endlich«, rief Michel, »werden wir also ein wenig Musik machen.«

»Vor allem keine moderne Musik«, sagte Jacques, »das ist zu schwer …«

»Zu verstehen, ja«, antwortete Quinsonnas; »zu machen, nicht.«

»Wieso das?« fragte Michel.

»Ich will es erklären«, sagte Quinsonnas, »und ich werde meine Worte mit einem eindrucksvollen Beispiel untermauern. Michel, bitte öffne dieses Klavier.«

Der junge Mann gehorchte.

»Gut. Setz dich nun auf die Tastatur.«

»Wie? Du willst …«

»Setz dich hin, sage ich.«

Michel ließ sich auf die Tasten des Instrumentes fallen und brachte dadurch eine herzzerreißende Harmonie hervor.

»Weißt du, was du da machst«, fragte ihn der Pianist.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung!«

»Unschuldiger, du spielst eine moderne Harmonie.«

»Wahrhaftig!« sagte Jacques.

»Das ist ganz einfach ein Akkord der heutigen Zeit! Und das Schrecklichste ist, daß die Gelehrten unserer Tage es sich zur Aufgabe machen, ihn wissenschaftlich zu erklären! Früher einmal konnten nur ganz bestimmte Noten verbunden werden; doch inzwischen hat man sie miteinander versöhnt, und sie beißen sich nicht mehr! Dafür sind sie zu gut erzogen!«

»Deswegen ist es aber um nichts weniger widerwärtig«, warf Jacques ein.

»Was willst du, mein Freund, es ist zwangsläufig so weit gekommen; im vergangenen Jahrhundert hat ein gewisser Richard Wagner, eine Art Messias, den man nicht genug gekreuzigt hat, die Zukunftsmusik begründet, und wir erdulden sie; zu seiner Zeit wurde bereits die Melodie abgeschafft, er hielt es für

angebracht, auch die Harmonie vor die Tür zu setzen, und das Haus ist leer geblieben.«

»Aber«, sagte Michel, »das ist doch so, als würde man ohne Umriß oder Farbe malen.«

»Genau«, antwortete Quinsonnas. »Du sprichst von der Malerei, aber die Malerei ist keine französische Kunst; sie kommt aus Italien und Deutschland, und ich würde weniger leiden, wenn ich sie entweiht sähe! Wohingegen die Musik, die Tochter unseres Schoßes …« …«

»Ich habe geglaubt«, sagte Jacques, »die Musik stamme aus Italien!«

»Irrtum, mein Sohn; bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hat die französische Musik Europa beherrscht; der Hugenotte Goudimel war Palestrinas Lehrmeister, und die ältesten wie die schlichtesten Melodien sind gallischen Ursprungs.«

»Und so weit ist es nun mit uns gekommen«, sagte Michel.

»Ja, mein Sohn; unter dem Vorwand, neue Ausdrucksformen zu suchen, besteht eine Partitur nur mehr aus einer einzigen, langen, endlos ausgehaltenen Phrase. In der Oper beginnt sie um acht Uhr abends und endet um zehn vor zwölf; wenn sie auch nur fünf Minuten länger dauert, kostet sie die Direktion eine Strafe und doppelte Gebühren für die Aufsicht!«

»Und das geht ohne Protest durch?«

»Mein Sohn, man läßt sich die Musik nicht mehr auf der Zunge zergehen, man schlingt sie hinunter! Ein paar Künstler haben dagegen gekämpft, dein Vater gehörte zu ihnen; doch seit seinem Tod ist keine einzige Note mehr geschrieben worden, die diesen Namen verdiente! Entweder müssen wir die ekelerregende *Melodie des Urwalds* über uns ergehen lassen, die geistlos, langatmig und verschwommen ist, oder man führt ein harmonisches Getöse in der Art jenes ergreifenden Beispiels auf, das du vorhin, als du dich auf das Klavier gesetzt hast, für uns zum besten gabst.«

»Traurig!« meinte Michel.

»Gräßlich«, antwortete Jacques.

»Überdies, liebe Freunde«, fuhr Quinsonnas fort, »habt ihr sicherlich bemerkt, wie große Ohren wir haben!«

»Nein«, entgegnete Jacques.

»Na schön! Dann vergleiche sie mit den antiken Ohren und den Ohren des

Mittelalters, miß nach und du wirst erschrecken! Die Ohren wachsen in dem Maße, wie die menschliche Größe abnimmt: hübsch wird das eines Tages aussehen! Nun denn, meine Freunde, die Naturwissenschaftler haben die Ursache für diese Entartung von weit hergeholt! Der Musik verdanken wir diese Lappen; wir leben in einem Jahrhundert zusammengeschrumpfter Trommelfelle und eines verkümmerten Gehörsinns. Ihr versteht wohl, daß man sich nicht ungestraft ein Jahrhundert lang Verdi oder Wagner in die Ohren träufelt, ohne daß dadurch das Gehörorgan Schaden nimmt.«

»Dieser Teufelskerl Quinsonnas ist ungeheuerlich«, sagte Jacques.

»Aber trotzdem«, widersprach Michel, »werden die alten Meisterwerke in der Oper noch gespielt.«

»Das weiß ich«, entgegnete Quinsonnas; »es ist sogar die Rede davon, den *Orpheus in der Unterwelt* von Offenbach wiederaufzunehmen, mit den Rezitativen, die Gounod in dieses Meisterwerk eingebaut hat, und es ist möglich, daß damit ein wenig Geld hereinkommt, wegen des Balletts! Was dieses aufgeklärte Publikum braucht, liebe Freunde, das ist ein wenig Tanz! Wenn man sich vorstellt, daß ein zwanzig Millionen teures Bauwerk errichtet wurde, nur damit in ihm Kunstspringerinnen herumturnen, dann bekommt man wirklich Lust, von einem dieser Geschöpfe geboren worden zu sein! *Die Hugenotten* wurden auf einen Akt zusammengestrichen, und so hebt sich der Vorhang nur kurz, um die gefragten Ballette zu begleiten; die Trikots hat man so durchsichtig gemacht, daß sie wie die Natur selbst wirken, und das ergötzt unsere Finanzmänner; die Oper ist übrigens zu einer Zweigstelle der Börse geworden; man schreit hier ganz genausoviel; lauthals werden Geschäfte ausgehandelt, und um die Musik schert man sich kaum noch! Unter uns gesagt, man muß auch zugeben, die Darbietung läßt zu wünschen übrig.«

»Sehr zu wünschen übrig«, warf Jacques ein; »die Sänger wiehern, kläffen, brüllen, kreischen und tun alles, nur nicht singen. Eine Menagerie!«

»Was das Orchester betrifft«, fuhr Quinsonnas fort, »so ist es tief gefallen, seit das Instrument nicht mehr ausreicht, um den Instrumentalisten zu ernähren! Kein besonders praktischer Beruf! Ach! Wenn man die vergeudete Kraft der Klavierpedale dazu nutzen könnte, das Wasser aus den Kohlengruben zu schöpfen! Wenn die Luft, die den Ophikleiden entweicht, auch dazu dienen würde, die Mühlen der *Katakombengesellschaft* zu betreiben! Wenn die Hin-und Herbewegung der Posaune auf ein mechanisches Sägewerk angewendet werden könnte, oh! dann wären die Spieler wohlhabend und in

großer Zahl vorhanden!«

»Du beliebst zu scherzen«, rief Michel.

»Donnerwetter noch einmal«, antwortete Quinsonnas ernsthaft, »ich wäre nicht überrascht, wenn das irgendeinem geschickten Erfinder eines Tages gelingen würde! Der Erfindungsgeist ist in Frankreich so stark entwickelt! Er ist sogar der einzige Geist, der uns noch geblieben ist! Und ich bitte euch, ihr könnt mir glauben, daß er nicht gerade zu aufregenden Gesprächen beiträgt! Aber wer denkt schon daran, sich zu amüsieren? Langweilen wir uns gegenseitig! So lautet die Spielregel!«

»Gibt es dagegen wirklich keinerlei Abhilfe?« fragte Michel.

»Keine, solange Finanz und Maschine regieren! Nun ja, ich zürne vor allem der Maschine!«

»Warum denn!«

»Weil die Finanz zumindest ein Gutes hat, nämlich daß sie die Meisterwerke bezahlen kann, immerhin muß man essen, selbst wenn man genial ist! Die Genueser, die Venezianer, die Florentiner unter Lorenzo Magnifico, lauter Bankiers und Kaufleute, förderten die Künste! Wären sie Maschinisten gewesen, der Teufel soll mich holen, wenn all die Raffaels, Tizians, Veroneses, Leonardos dann jemals existiert hätten! Man hätte ihnen mit mechanischen Verfahren Konkurrenz gemacht, und sie wären verhungert! Ach! die Maschine! Da muß es einen doch grausen vor den Erfindern und Erfindungen!«

»Aber immerhin«, sagte Michel, »du bist Musiker, Quinsonnas, du arbeitest! Du verbringst ganze Nächte an deinem Klavier! Weigerst du dich, moderne Musik zu spielen?«

»Ich! Ach wo! Ich spiele sie wie jeder andere auch! Hier! Ich habe ein Stück komponiert, das dem Geschmack der Zeit entspricht, und ich glaube an seinen Erfolg, wenn es einen Verleger findet.«

»Und welchen Namen gibst du ihm?«

»La Thilorienne, Große Fantasie über die Verflüssigung der Kohlensäure.«

»Ist so etwas denn möglich«, rief Michel.

»Hör zu und urteile selbst«, antwortete Quinsonnas.

Er setzte sich ans Klavier oder stürzte sich vielmehr darauf. Unter seinen

Fingern, unter seinen Händen, unter seinen Ellbogen gab das bedauernswerte Instrument unmögliche Töne von sich; wie Hagelkörner stießen die Noten aufeinander und prasselten hernieder. Keine Melodie! Kein Rhythmus mehr! Der Künstler erhob den Anspruch, jenes letzte Experiment wiederzugeben, das Thilorier mit dem Leben bezahlt hatte.

»Nun!« schrie er. »Hört ihr! Versteht ihr! Wohnt ihr dem Experiment des großen Chemikers bei! Seid ihr tief genug in sein Labor vorgedrungen? Riecht ihr, wie die Kohlensäure freigesetzt wird? Jetzt haben wir einen Druck von vierhundertfünfundneunzig Atmosphären erreicht! Der Zylinder bewegt sich! Vorsicht! Vorsicht! Der Apparat fliegt in die Luft! Rette sich, wer kann!«

Und mit einem Faustschlag, der das Elfenbein hätte zermalmen können, ahmte Quinsonnas die Explosion nach.

»Uff!« meinte er. »Ist das gut genug imitiert?! Ist das schön genug?!«

Michel war wie vor den Kopf geschlagen. Jacques konnte sich vor Lachen nicht halten.

»Auf dieses Stück zählst du also«, sagte Michel.

»Und ob ich auf dieses Stück zähle!« antwortete Quinsonnas. »Es ist zeitgenössisch! Alle Leute sind Chemiker! Man wird mich verstehen. Aber die Idee allein genügt nicht, es kommt ebenso auf die Ausführung an.«

»Was willst du damit sagen?«

»Das ist doch sonnenklar! Ich will mein Jahrhundert durch die Ausführung in Erstaunen versetzen.«

»Aber mir scheint«, warf Michel ein, »daß du dieses Stück wundervoll spielst.«

»Ach was!« meinte der Künstler und zuckte mit den Schultern. »Ich kenne nicht einmal die erste Note, obwohl ich es schon seit drei Jahren einstudiere!«

»Was willst du noch mehr machen?«

»Das ist mein Geheimnis, liebe Kinder; fragt mich nicht danach; ihr würdet mich für verrückt halten, und das könnte mir den Mut rauben. Aber ich kann euch versichern, daß ich die Kunstfertigkeit eines Liszt oder eines Thalberg, eines Prudent oder eines Schulhoff bei weitem übertreffen werde.«

»Willst du denn pro Sekunde drei Noten mehr als sie zustande bringen?« fragte Jacques.

»Nein! Aber ich erhebe den Anspruch, auf eine ganz neue Art Klavier zu spielen, die das Publikum hinreißen wird! Wie? Das kann ich euch nicht sagen. Eine Anspielung, eine Indiskretion, und man würde mir meinen Einfall stehlen. Die niederträchtige Herde der Nachäffer würde in meine Fußstapfen treten, und ich will der einzige sein. Doch das erfordert eine übermenschliche Anstrengung! Sobald ich meiner Sache sicher bin, ist mein Glück gemacht, und ich sage der Buchhaltung Lebewohl.«

»Da haben wir es, du bist wahnsinnig«, antwortete Jacques.

»Eben nicht! Ich bin gerade so verrückt, wie man es sein muß, um Erfolg zu haben! Aber laßt uns zu süßeren Gefühlen zurückkehren und versuchen, ein wenig von jener zauberhaften Vergangenheit wiederaufleben zu lassen, für die wir geboren worden sind. Liebe Freunde, jetzt kommt die Wahrheit in der Musik!«

Quinsonnas war ein großer Künstler; er spielte mit tiefem Empfinden, er kannte alles, was die vorangegangenen Jahrhunderte dem jetzigen überliefert hatten, doch dieses wollte das Vermächtnis nicht annehmen! Er begann beim Ursprung dieser Kunst, ging schnell von einem Meister zum anderen über und ergänzte mit etwas rauher, aber gefälliger Stimme, woran es der Ausführung fehlte. Er breitete vor seinen begeisterten Freunden die Geschichte der Musik aus, von Rameau bis Lully, bis hin zu Mozart, Beethoven, Weber, den Begründern dieser Kunst, er schluchzte bei den süßen Einfällen Grétrys und frohlockte über den herrlichen Seiten von Rossini und Meyerbeer.

»Hört zu«, sagte er, »hier sind die vergessenen Arien von Wilhelm Tell, Robert, den Hugenotten; hier ist die liebliche Zeit von Hérold und Auber, zwei Gelehrten, die sich eine Ehre daraus machten, nichts zu wissen! Ha! Was hat die Wissenschaft in der Musik zu suchen? Hat sie Zutritt zur Malerei bekommen? Nein! Und ob Malerei oder Musik, das ist ein und dasselbe! So wurde diese hohe Kunst während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstanden! Man suchte nicht nach neuen Ausdrucksformen; in der Musik gibt es nichts Neues zu finden, genausowenig wie in der Liebe, es ist ein bezauberndes Vorrecht der sinnlichen Künste, ewig jung zu sein!

»Gut gesagt«, rief Jacques.

»Ein paar Ehrgeizlinge«, fuhr der Pianist fort, »verspürten jedoch das Bedürfnis, sich auf unbekannte Wege vorzuwagen, und hinter sich haben sie die Musik mit in den Abgrund gerissen.«

»Soll das heißen«, fragte Michel, »daß es nach Meyerbeer und Rossini für

dich keinen einzigen Komponisten mehr gibt?«

»Exakt!« antwortete Quinsonnas, während er kühn von d zu es modulierte; »ich will nicht über Berlioz sprechen, den Anführer jener Schule von Schwachbrüstigen, deren musikalische Ideen in mißgünstigen Feuilletons dahinsickerten; aber hier sind einige Erben der großen Meister; hör dir Félicien David an, einen Kenner seines Fachs, den die heutigen Wissenschaftler mit dem König David verwechseln, dem ersten Harfenspieler der Hebräer! Genieße andachtsvoll diese schlichten und reinen Inspirationen von Massé, dem letzten Musiker mit Gefühl und Herz, der mit seiner *Inderin* das Meisterwerk seiner Epoche geschaffen hat! Da ist Gounod, der großartige Komponist des *Faust*, der starb, kurz nachdem er sich in der Wagnerschen Kirche zum Priester hatte weihen lassen. Und hier nun der Mann des harmonischen Krachs, der Held des musikalischen Getöses, der grobschlächtige Melodien schrieb, so wie man damals grobschlächtige Literatur schrieb, Verdi, der Schöpfer des unermüdlichen *Troubadour*, der für sein Teil ganz besonders dazu beigetragen hat, den Geschmack des Jahrhunderts auf Irrwege zu führen.

Schließlich kam Wagnerbe …«

In diesem Augenblick ließ Quinsonnas seine Finger, die der Rhythmus nicht mehr zügeln konnte, in die unverständlichen Träumereien der Kontemplativen Musik abschweifen, schritt mit abrupten Intervallen vorwärts und verlor sich schließlich inmitten seiner endlosen Phrase.

Der Künstler hatte mit unvergleichlichem Talent die sukzessiven Entwicklungsstufen der Kunst dargeboten; zweihundert Jahre Musik waren soeben unter seinen Fingern dahingeglitten, und seine Freunde lauschten stumm und gebannt.

Plötzlich, mitten in einem tosenden Hirngespinst des Wagnerianismus, in jenem Augenblick, in dem das irregeleitete Denken unwiederbringlich den Halt verlor, in dem die Töne allmählich Geräuschen wichen, deren musikalischer Wert nicht mehr erkennbar ist, da begann etwas Einfaches, Melodisches, von lieblichem Wesen und vollkommenem Gefühl unter den Händen des Pianisten zu erklingen. Das war die Ruhe, die auf den Sturm folgt, die Sprache des Herzens nach all diesem Geheul und Gewinsel.

»Ah!« rief Jacques aus.

»Liebe Freunde«, antwortete Quinsonnas, »es hat noch einen großen, unbekannten Künstler gegeben, der tief in sich den Genius der Musik besaß.

Dies stammt aus dem Jahre 1947 und ist der letzte Seufzer der erlöschenden Kunst.«

»Und das ist?« fragte Michel.

»Das ist von deinem Vater, der mein über alles bewunderter Lehrmeister war!«

»Mein Vater!« rief der junge Mann und wäre beinahe in Tränen ausgebrochen.

»Ja. Hör zu.«

Und Quinsonnas brachte Melodien hervor, unter die ein Beethoven oder ein Weber ihre Unterschrift gesetzt hätten, stieg bis in die erhabensten Höhen der Interpretation empor.

»Mein Vater!« wiederholte Michel.

»Ja!« antwortete Quinsonnas und schlug sein Klavier wutentbrannt zu. »Nach ihm, nichts! Wer würde ihn heute noch verstehen. Schluß, meine Söhne, Schluß mit dieser Rückkehr in die Vergangenheit! Laßt uns an die Gegenwart denken, und der Industrialismus möge wieder herrschen!«

Während er dies sagte, berührte er das Instrument, dessen Klaviatur herunterklappte und ein perfekt gemachtes Bett und einen Waschtisch mit seinen verschiedenen Utensilien zum Vorschein kommen ließ.

»Das also«, sagte er, »war unser Zeitalter würdig zu erfinden! Einen Klavier-Bett-Kommoden-Waschtisch!«

»Mit Nachtkästchen«, sagte Jacques.

»Genau, mein Lieber. Einfach vollkommen!«

Neuntes Kapitel

Ein Besuch bei Onkel Huguenin

Seit diesem denkwürdigen Abend verband die drei jungen Leute eine enge Freundschaft; sie bildeten in der riesigen Hauptstadt Frankreichs eine kleine Welt für sich.

Michel verbrachte seine Tage am Großen Hauptbuch, er schien sich in sein Schicksal gefügt zu haben, doch um glücklich zu sein, fehlte ihm die Möglichkeit, Onkel Huguenin zu sehen; mit ihm hätte er sich im Herzen einer richtigen Familie gefühlt, denn er hätte ihn zum Vater und seine beiden Freunde

zu älteren Brüdern gehabt. Er schrieb dem alten Bibliothekar oft, und dieser antwortete ihm, so gut er konnte.

Auf diese Weise verstrichen vier Monate; in der Verwaltung schien man mit Michel zufrieden; sein Cousin verachtete ihn ein bißchen weniger; Quinsonnas lobte ihn über alles. Offenbar hatte der junge Mann seinen Weg gefunden. Er war ein geborener Diktierer.

Der Winter ging so recht und schlecht vorüber, denn die Gasheizungen und -kamine kümmerten sich darum, ihn erfolgreich zu bekämpfen.

Der Frühling kam. Michel erhielt einen ganzen freien Tag, einen Sonntag; er beschloß, ihn Onkel Huguenin zu widmen.

Morgens um acht verließ er frohgelaunt das Bankhaus, glücklich darüber, weit vom Geschäftszentrum entfernt ein wenig mehr Sauerstoff atmen zu können. Das Wetter war freundlich. Der Monat April brach herein und bereitete seine frischen Blumen vor, mit denen die Blumenhändler zu ihrem Vorteil den Kampf aufnahmen; Michel spürte, wie er auflebte.

Der Onkel wohnte weit weg; er hatte seine Penaten dahin verlegen müssen, wo es nicht allzu teuer kam, eine Behausung für sie zu finden.

Der junge Dufrénoy begab sich zur Station Madeleine, kaufte eine Fahrkarte und schwang sich auf eine obere Plattform; das Abfahrtssignal ertönte; der Zug fuhr den Boulevard Malesherbes hinauf, ließ bald darauf die schwerfällige Kirche Saint-Augustin zu seiner Rechten und den von prachtvollen Bauwerken umgebenen Park Monceau zu seiner Linken zurück; er kreuzte das erste, dann das zweite innerstädtische Eisenbahnnetz und hielt an der Station Porte d’Asnières, nahe der alten Befestigungsanlagen.

Der erste Teil der Reise war vorüber: Michel sprang flink zu Boden, folgte der Rue d’Asnières bis zur Rue de la Révolte, bog nach rechts ein, ging unter dem Railway von Versailles hindurch und erreichte schließlich die Ecke der Rue du Caillou.

Er stand vor einem bescheiden aussehenden Haus, das hoch und dichtbewohnt war; er fragte den Concierge nach Monsieur Huguenin.

»Im neunten Stock, die rechte Tür«, antwortete diese bedeutende Persönlichkeit, die zu dieser Zeit von der Regierung angestellt und auch von ihr unmittelbar für diese Vertrauensstelle ernannt wurde.

Michel grüßte, nahm in der Fahrkabine Platz, und nach wenigen Sekunden

stand er auf dem Flur des neunten Stockwerks.

Er läutete. Monsieur Huguenin kam höchstpersönlich, um zu öffnen.

»Lieber Onkel«, rief Michel.

»Liebes Kind!« antwortete der Alte und breitete seine Arme aus. »Endlich bist du da!«

»Ja, lieber Onkel! Und mein erster freier Tag gehört Euch!«

»Ich danke dir, mein teurer Sohn«, antwortete Monsieur Huguenin und ließ den jungen Mann in seine Wohnung treten. »Was für eine Freude, dich zu sehen! Aber setz dich: nimm deinen Hut ab! Mach es dir gemütlich! Du bleibst doch, oder?«

»Den ganzen Tag, lieber Onkel, aber nur, wenn ich Euch nicht zur Last falle.«

»Was! Mir zur Last fallen! Aber mein liebes Kind! Ich habe auf dich gewartet.«

»Ihr habt auf mich gewartet! Ich hatte doch gar keine Zeit, Euch zu benachrichtigen! Ich wäre vor meinem Brief hier gewesen!«

»Ich habe jeden Sonntag auf dich gewartet, Michel, und dein Essen stand immer auf dem Tisch, wie in diesem Augenblick.«

»Ist das möglich?«

»Ich war mir sicher, daß du deinen Onkel früher oder später besuchen würdest. Nun ja, es wurde später!«

»Ich habe nie frei bekommen«, antwortete Michel eifrig.

»Das weiß ich wohl, mein teurer Sohn, und ich bin dir deshalb auch nicht böse; ganz im Gegenteil!«

»Ach! Wie glücklich müßt Ihr hier sein!« sagte Michel, während er einen neidvollen Blick um sich warf.

»Du musterst meine alten Freunde, meine Bücher«, antwortete Onkel Huguenin; »das ist gut so! Das ist gut so! Aber laß uns doch zuerst essen; später plaudern wir über all das, obwohl ich mir fest vorgenommen habe, nicht mit dir über Literatur zu reden.«

»Oh! Lieber Onkel«, sagte Michel in flehendem Tonfall.

»Nun denn! Darum geht es ja nicht! Erzähl mir lieber, was du machst, was aus

dir geworden ist! In diesem Bankhaus! Was ist aus deinen Ideen …?«

»Immer noch unverändert, lieber Onkel.«

»Der Teufel hol’s! Zu Tisch also! Doch mir scheint, daß du mich noch nicht umarmt hast!«

»Schon geschehen, lieber Onkel, schon geschehen!«

»Nun denn! Tu es noch einmal, lieber Neffe! Es kann mir nicht schaden, ich habe noch nicht gegessen; es wird mir also höchstens Appetit machen.«

Michel umarmte seinen Onkel liebevoll, und dann setzten sich die beiden zum Essen.

Der junge Mann jedoch blickte die ganze Zeit um sich, und tatsächlich gab es Dinge in Hülle und Fülle, die seine Dichterneugier reizen konnten.

Der kleine Salon, der zusammen mit dem Schlafzimmer bereits die ganze Wohnung ausmachte, war ganz mit Büchern ausgekleidet; die Wände verschwanden hinter den Regalen, und die alten Einbände boten dem Blick ihre schöne, durch die Zeit bräunlich gewordene Farbe dar. Die allzu beengt stehenden Bücher drangen in das angrenzende Zimmer vor, nisteten sich über den Türen und in den Fensternischen ein; man sah sie auf den Möbeln, im Kamin und sogar tief in den halbgeöffneten Wandschränken; diese kostbaren Bände sahen nicht wie jene Bücher der Reichen aus, die in ebenso pompösen wie nutzlosen Bibliotheken untergebracht waren; sie machten den Eindruck, hier daheim zu sein, als Herren im Hause, und sich außerordentlich wohlzufühlen, auch wenn sie übereinandergestapelt waren; im übrigen war kein einziges Staubkörnchen zu entdecken, kein Eselsohr an ihren Blättern, kein Fleck auf ihren Einbänden; man sah, daß eine Freundeshand sie jeden Morgen hegte und pflegte.

Zwei betagte Polstersessel und ein alter Tisch aus der Empire-Zeit mit ihren vergoldeten Sphinxen und ihren römischen Rutenbündeln bildeten die Einrichtung des Salons.

Er war nach Süden hin ausgerichtet; aber die hohen Mauern eines Hofes hinderten die Sonne daran, bis zu ihm vorzudringen; nur einmal im Jahr, zur Sonnenwende am 21 Juni, wenn das Wetter schön war, streifte der höchste Strahl des Gestirns das Nachbardach, huschte rasch durchs Fenster herein, ließ sich wie ein Vogel auf der Ecke eines Regals oder auf dem Rücken eines Buches nieder, verharrte dort einen Augenblick lang zitternd und färbte in seinem Lichtschein die kleinen Staubteilchen bunt; nach einer Minute setzte er dann seinen Flug fort

und verschwand bis zum nächsten Jahr.

Onkel Huguenin kannte diesen immergleichen Strahl; mit klopfendem Herzen und der Aufmerksamkeit eines Astronomen lauerte er ihm auf, badete in seinem wohltuenden Licht, richtete die alte Uhr nach seinem Vorüberziehen und dankte der Sonne, daß sie ihn nicht vergessen hatte.

Das war seine Kanone des Palais Royal, und sie gehörte ihm ganz allein; bloß wurde sie nur einmal im Jahr abgefeuert, und auch das nicht immer!

Onkel Huguenin vergaß nicht, Michel zu diesem feierlichen Besuch am 21. Juni einzuladen, und Michel versprach, dieses Fest nicht zu versäumen.

Das Mittagessen ging vorüber, es war bescheiden, aber von Herzen gerne dargeboten.

»Heute ist mein Galatag«, sagte der Onkel; »ich tische nämlich auf. Weißt du übrigens, mit wem du zu Abend essen wirst?«

»Nein, lieber Onkel.«

»Mit deinem Lehrer Richelot und seiner Enkelin, Mademoiselle Lucy.«

»Diesen ehrwürdigen Mann, lieber Onkel, werde ich wirklich mit großem Vergnügen wiedersehen.«

»Und Mademoiselle Lucy?«

»Die kenne ich nicht.«

»Nun, lieber Neffe, du wirst sie kennenlernen, und ich warne dich, sie ist bezaubernd und ahnt es nicht einmal! Also sage es ihr nicht«, fügte Onkel Huguenin lachend hinzu.

»Ich werde mich hüten«, antwortete Michel.

»Nach dem Abendessen werden wir alle vier, wenn es euch recht ist, einen ausgiebigen Spaziergang machen.«

»Ausgezeichnet, lieber Onkel! Auf diese Weise wird unser Tag vollkommen sein!«

»Nun, Michel, ißt du nichts mehr, trinkst du nichts mehr?«

»Doch, doch, lieber Onkel«, antwortete Michel, der nach Atem rang; »auf Euer Wohl.«

»Und auf deine Rückkehr, mein Kind; denn wenn du mich verläßt, will mir

immer scheinen, es wäre für eine lange Reise! Ach! So etwas! Erzähl mir ein wenig von dir. Wie ergeht es dir im Leben! Laß einmal hören, siehst du, die Stunde der vertraulichen Mitteilungen ist angebrochen.«

»Nichts lieber als das, Onkel.«

Michel berichtete ausführlich über die winzigsten Einzelheiten seines Lebens, über seine Sorgen, seine Verzweiflung, über die Rechenmaschine, ohne das Abenteuer mit der überaus perfekten Registrierkasse zu unterschlagen, und schließlich über die besseren Tage, die er in den luftigen Höhen des Großen Hauptbuches verbracht hatte.

»Und hier«, sagte er, »bin ich meinem ersten Freund begegnet.«

»Aha! Du hast Freunde«, antwortete Onkel Huguenin und runzelte die Stirn.

»Ich habe zwei«, erwiderte Michel.

»Das ist viel, wenn sie dich hintergehen«, antwortete der gute Alte belehrend, »und das ist ausreichend, wenn sie dich lieben.«

»Ach! Onkel«, rief Michel lebhaft, »es sind Künstler!«

»Ja«, antwortete Onkel Huguenin und schüttelte den Kopf, »das ist eine Gewähr, ich weiß es wohl, denn die Statistiken für Zuchthäuser und Gefängnisse führen Priester, Rechtsanwälte, Geschäftsleute, Börsenmakler, Bankiers, Notare, jedoch keinen einzigen Künstler! Aber …«

»Ihr werdet sie kennenlernen, lieber Onkel, und mit eigenen Augen sehen, was für rechtschaffene junge Leute das sind!«

»Mit Vergnügen«, antwortete Onkel Huguenin; »ich mag die Jugend, vorausgesetzt, sie ist wirklich jung! Die frühzeitigen Greise sind mir immer wie Heuchler vorgekommen!«

»Oh! Für diese hier verbürge ich mich!«

»Also, Michel, mir will scheinen, daß sich deine Ideen trotz der Gesellschaft, in der du nun verkehrst, nicht verändert haben?«

»Ganz im Gegenteil«, meinte der junge Mann.

»Du wirst in der Sünde immer verstockter.«

»Ja, lieber Onkel.«

»Nun denn, du Unglücksrabe, beichte mir deine letzten Vergehen!«

»Nur allzu gern, liebster Onkel!«

Und der junge Mann trug mit begeisterter Stimme wunderschöne, wohl durchdachte Verse vor, die von echter Poesie durchdrungen waren.

»Bravo!« rief Onkel Huguenin hingerissen. »Bravo, mein Junge! Solche Dinge entstehen also immer noch! Du sprichst die Sprache jener vergangenen schönen Tage! Ach! Mein Sohn! Welche Freude und zugleich welchen Schmerz bereitest du mir!«

Der Alte und der junge Mann verharrten einige Augenblicke in Schweigen.

»Genug! Genug!« sagte Onkel Huguenin. »Weg mit diesem Tisch, der uns nur stört!«

Michel half dem guten Mann, und das Eßzimmer wurde rasch wieder in die Bibliothek zurückverwandelt.

»Und nun, lieber Onkel?« fragte Michel.

Zehntes Kapitel

Große Truppenschau der französischen Autoren, abgenommen von Onkel Huguenin am Sonntag, dem 15. April 1961

Und jetzt kommt unser Nachtisch«, sagte Onkel Huguenin, während er auf die mit Büchern überladenen Regale zeigte.

»Das regt meinen Appetit wieder an«, erwiderte Michel; »wir wollen uns sogleich darauf stürzen.«

Onkel und Neffe, der eine so jung wie der andere, begannen an zwanzig Stellen auf einmal zu stöbern; doch Monsieur Huguenin brachte alsbald ein wenig Ordnung in diesen Raubzug.

»Komm hierher«, sagte er zu Michel, »und laß uns mit dem Anfang beginnen; heute geht es nicht ums Lesen, sondern ums Schauen und Plaudern. Es ist auch eher eine Truppenschau, denn eine Schlacht; stell dir Napoleon im Hof der Tuilerien vor und nicht auf dem Feld von Austerlitz. Verschränke deine Arme im Rücken. Wir werden die Reihen abschreiten.«

»Ich folge Euch, Onkel.«

»Mein Sohn, denk daran, daß die schönste Armee der Welt vor deinen Augen aufmarschieren wird, denn es gibt keine andere Nation, die in der Lage wäre,

eine ebenbürtige aufzubieten, und eine, die glänzendere Siege über die Barbarei davongetragen hätte.«

»Die Große Armee der Literatur.«

»Schau nur, hier auf diesem ersten Regal stehen, in der Rüstung ihrer prächtigen Einbände, unsere alten Haudegen aus dem 16. Jahrhundert: Amyot, Ronsard, Rabelais, Montaigne, Mathurin Régnier; sie halten stramm ihre Stellung, und immer noch findet man ihren ursprünglichen Einfluß in dieser schönen französischen Sprache, die sie begründet haben. Aber sie haben sich, das muß gesagt werden, mehr für die Idee als für die Form geschlagen. Neben ihnen siehst du einen General, der großen Heldenmut bewiesen hat; aber vor allem hat er die Waffen seiner Zeit weiterentwickelt.«

»Malherbe«, sagte Michel.

»Genau der. Wie er selbst an irgendeiner Stelle sagt, waren die Lastträger des Pariser Heuhafens seine Lehrmeister; er sammelte ihre gallisch-derben Metaphern und Ausdrücke, kratzte sie ab, polierte sie und machte aus ihnen jene wunderbare Sprache, auf die man sich im 17., 18. und 19. Jahrhundert so gut verstand.«

»Ah!« rief Michel und zeigte auf einen einzelnen Band von gestrengem und stolzem Aussehen, »das ist ein großer Feldherr!«

»Ja, mein Kind, so wie Alexander, Caesar oder Napoleon; der letztgenannte hätte ihn zum Fürsten gemacht, den alten Corneille, ein Mann des Krieges, der ungemein fruchtbar war, denn es gibt unzählige Klassikerausgaben von ihm; dies hier ist die einundfünfzigste und letzte seiner Gesammelten Werke; sie stammt aus dem Jahre 1873, und seither ist Corneille nicht mehr gedruckt worden.«

»Es muß Euch große Mühe gekostet haben, Onkel, diese Werke zu beschaffen!«

»Im Gegenteil! Jeder will sie loswerden! Hier, die neunundfünfzigste Ausgabe der Gesammelten Werke von Racine, die einhundertfünfzigste von Molière, die vierzigste von Pascal, die zweihundertunddritte von La Fontaine, kurz gesagt: die letzten, und sie sind über hundert Jahre alt und bereits eine Wonne für jeden Bücherliebhaber! Diese großen Genies haben ihre Zeit gehabt und sind nun in den Rang von steinzeitlichem Plunder verbannt.«

»Außerdem«, antwortete der junge Mann, »sprechen sie eine Sprache, die heutzutage niemand mehr verstehen würde!«

»Wie recht du hast, mein Kind! Die schöne französische Sprache ist zuschanden geworden; die Sprache, die berühmte Ausländer wie Leibniz, Friedrich der Große, Ancillon, von Humboldt oder Heine erwählten, um ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen, diese wundervolle Sprache, von der Goethe sagte, er bedaure es, nicht in ihr geschrieben zu haben, dieses anmutige Idiom, das im 15. Jahrhundert beinahe zu Griechisch oder Latein geworden wäre, zu Italienisch mit Katharina von Medici und zu Gascognisch unter Heinrich IV., ist nun ein grauenvoller Jargon. Da gemeinhin vergessen wurde, daß eine Sprache besser wohlhabend als reich sein sollte, hat jeder sein eigenes Wort geschaffen, um seine Sache zu benennen. Die Wissenschaftler haben in Botanik, Naturgeschichte, in Physik, Chemie und Mathematik scheußliche Wortmixturen hervorgebracht, die Erfinder haben aus dem englischen Vokabular ihre höchst widerwärtigen Bezeichnungen geschöpft; die Roßhändler für ihre Gäule, die Jockeys für ihre Rennen, die Wagenverkäufer für ihre Fahrzeuge, die Philosophen für ihre Philosophie, alle haben die französische Sprache zu arm gefunden und haben mit dem Ausländischen fürliebgenommen! Nun denn! Um so besser! Sie sollen sie getrost vergessen! In ihrer Armut ist sie noch schöner, denn sie wollte nicht reich werden, indem sie sich verkauft! Unsere Sprache, mein Kind, die Sprache von Malherbe, Molière, Bossuet, Voltaire, Nodier und Victor Hugo, ist ein wohlerzogenes Mädchen, und du kannst sie unbesorgt lieben, denn die Barbaren des 20. Jahrhunderts haben es nicht geschafft, aus ihr eine Kurtisane zu machen.«

»Gut gesprochen, lieber Onkel, und nun verstehe ich auch die entzückende Manie meines Professors Richelot, der aus Verachtung gegenüber dem heutigen Jargon nur noch in französiertem Latein spricht! Man macht sich über ihn lustig, doch er hat recht. Aber sagt mir, ist Französisch nicht die Diplomatensprache geworden?«

»Ja! Als wohlverdiente Strafe! Auf dem Kongreß von Nimwegen im Jahre 1678! Seine Eigenschaften, Freimut und Klarheit, haben die Diplomatie, die ja selbst die Wissenschaft von der Doppelzüngigkeit, dem Zweideutigen und der Lüge ist, zu dieser Wahl bewogen, so daß unsere Sprache sich mit der Zeit völlig veränderte und verkam! Du wirst sehen, wir werden gezwungen sein, uns eines Tages eine andere zu nehmen.«

»Armes Französisch!« sagte Michel. »Da sehe ich Bossuet, Fénélon, Saint-Simon stehen, sie würden es nicht wiedererkennen!«

»Ja! Mit ihrem Kind hat es ein böses Ende genommen! So ergeht es einem, wenn man mit Wissenschaftlern, Industriellen, Diplomaten und anderer

schlechter Gesellschaft Umgang pflegt. Man wird liederlich, man gerät auf Abwege! Wenn ein Wörterbuch von 1960 alle gebräuchlichen Ausdrücke enthalten will, dann ist es doppelt so dick wie eines aus dem Jahre 1800! Du kannst dir wohl denken, was man darin alles findet! Aber zurück zu unserer Truppenschau, man soll die Soldaten nicht allzu lange bewaffnet strammstehen lassen!«

»Hier sehe ich eine Reihe mit schönen Bänden.«

»Schön und mitunter auch gut!« antwortete Onkel Huguenin. »Das ist die vierhundertachtundzwanzigste Ausgabe der Werke Voltaires in Einzelbänden: ein universaler Geist, der zweite in allen Gattungen laut Monsieur Joseph Prudhomme. Im Jahre 1978 wird Voltaire, so sagte Stendhal, Voiture sein, und die Halbdummen werden schließlich ihren Gott aus ihm machen. Zum Glück hat Stendhal die kommenden Generationen überschätzt! Halbdumme? Es gibt in Wirklichkeit nur mehr vollständig Dumme, und Voltaire wird nicht mehr angebetet als irgendein anderer! Um unsere Metapher weiterzuspinnen, so war Voltaire meiner Ansicht nach nichts als ein Stubengeneral! Er schlug sich nur in seinem Zimmer und setzte sich mit seiner ganzen Person nicht genug ein. Sein Spott, eine alles in allem wenig gefährliche Waffe, versagte zuweilen, und die Leute, die er vernichtet hat, haben länger gelebt als er.«

»Aber Onkel, war er nicht ein großer Schriftsteller?«

»Ganz gewiß, lieber Neffe, er war die Inkarnation der französischen Sprache, er wußte sie mit Eleganz und Geist zu gebrauchen, ebenso wie einst jene Fechtlehrer bei den Regimentern im Fechtsaal auf die Wand losgingen. Im Gelände kam dann ein ungeschickter Rekrut, der den Meister beim ersten Waffengang tötete, indem er einen Ausfall machte. Kurz und gut, Voltaire war, und das ist verwunderlich bei einem Mann, der so gut Französisch schrieb, nicht wirklich tapfer.«

»Das will ich glauben«, sagte Michel.

»Gehen wir weiter«, antwortete der Onkel und wandte sich einer neuen Reihe von Soldaten zu, die eine düstere und gestrenge Miene trugen.

»Das sind die Autoren vom Ende des 18. Jahrhunderts«, sagte der junge Mann.

»Ja! Jean-Jacques Rousseau, der die schönsten Dinge über das Evangelium gesagt hat, so wie Robespierre die bemerkenswertesten Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele schrieb! Ein echter General der Republik, in

Holzschuhen, ohne Schulterklappen und ohne bestickte Gewänder! Nichtsdestoweniger hat er stolze Siege errungen! Hier! Neben ihm siehst du Beaumarchais, einen Tirailleur aus dem Vortrupp! Er hat jene große Schlacht von 89, bei der die Zivilisation über die Barbarei siegte, im richtigen Augenblick begonnen! Leider hat man seitdem damit ein wenig übertrieben, und dieser verteufelte Fortschritt hat uns dahin geführt, wo wir jetzt stehen.«

»Vielleicht wird man sich irgendwann gegen den Fortschritt erheben«, sagte Michel.

»Schon möglich«, antwortete Onkel Huguenin, »und das könnte durchaus komisch werden. Aber wir wollen uns keinen philosophischen Abschweifungen hingeben, sondern lieber weiter die Reihen abschreiten. Hier hast du einen prächtigen Armeeführer, der vierzig Jahre seines Lebens dazu aufgewendet hat, von seiner Bescheidenheit zu sprechen, Chateaubriand, den seine *Erinnerungen von jenseits des Grabes* nicht vor dem Vergessen bewahren konnten.«

»Neben ihm sehe ich Bernardin de Saint-Pierre«, sagte Michel, »und sein einfühlsamer Roman *Paul und Virginie* würde niemanden mehr rühren.«

»Leider Gottes!« fuhr Onkel Huguenin fort. »Paul wäre heutzutage Bankier, würde die Weißen ausbeuten, und Virginie würde den Sohn eines Herstellers von Lokomotiventriebfedern heiraten. Schau! Hier stehen die berühmten Memoiren von Monsieur de Talleyrand, die auf seine Anordnung erst dreißig Jahre nach seinem Tod veröffentlicht wurden. Ich bin überzeugt, daß dieser Herr dort, wo er jetzt ist, immer noch Diplomatie betreibt, aber der Teufel wird ihm nicht auf den Leim gehen. Da erspähe ich einen Offizier, der Feder und Schwert in gleicher Weise zu führen verstand, ein großer Hellenist, der Französisch schrieb wie ein Zeitgenosse des Tacitus, Paul-Louis Courier; wenn unsere Sprache am Ende ist, wird man sie mit den Werken dieses stolzen Schriftstellers von Grund auf erneuern. Da ist Nodier, der Liebenswürdige genannt, und Béranger, ein großer Staatsmann, der in seinen freien Minuten Lieder schrieb. Endlich gelangen wir zu jener glänzenden Generation, die der Restauration entlaufen ist, wie man dem Priesterseminar entläuft, und die in den Straßen ungeheures Aufsehen erregt hat.«

»Lamartine«, sagte der junge Mann, »ein großer Dichter!«

»Einer der Anführer der Bilder-Literatur, vergleichbar der Memnon-Statue, die in den Strahlen der Sonne so wohlklingend ertönte! Armer Lamartine,

nachdem er seinen Reichtum an die erhabensten Dinge verschwendet und die Harfe des Armen in den Straßen einer undankbaren Stadt gezupft hatte, verschleuderte er sein Talent an seine Gläubiger, erlöste Saint-Point von der quälenden Hypothekenplage und starb an dem Schmerz, diese Heimaterde, in der die Seinen ruhten, von einer Eisenbahngesellschaft enteignet zu sehen!«

»Armer Dichter«, antwortete der junge Mann.

»Neben seiner Leier«, fuhr Onkel Huguenin fort, »siehst du die Gitarre von Alfred de Musset; niemand spielt sie mehr, und man muß schon ein alter Liebhaber wie ich sein, um an den Schwingungen dieser lose gewordenen Saiten Gefallen zu finden. Wir sind mitten im Musikbataillon unserer Armee.«

»Ah! Victor Hugo!« rief Michel. »Ich hoffe, lieber Onkel, daß Ihr ihn zu unseren großen Feldherren zählt!«

»Ihm gebührt die erste Stelle, mein Sohn, wie er auf der Brücke von Arcole die Fahne der Romantik schwingt, er, der Sieger der Schlachten um Hernani, um Ruy Blas, um die Burggrafen, um Marion! Wie Bonaparte war er bereits mit fünfundzwanzig Jahren Oberbefehlshaber und schlug die österreichischen Klassiker bei jeder Begegnung. Nie, mein Kind, ist das menschliche Denken eine kraftvollere Verbindung eingegangen als im Gehirn dieses Mannes, einem Schmelztiegel, der fähig war, auch die höchsten Temperaturen auszuhalten. Wenn es um Leidenschaftlichkeit und Reichtum der Einbildungskraft geht, kenne ich nichts, was über ihm stünde, weder in der Antike noch in der Neuzeit; Victor Hugo ist die höchste Verkörperung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und das Haupt einer Schule, die unerreicht bleiben wird. Seine Gesammelten Werke haben es auf fünfundsiebzig Ausgaben gebracht, hier steht die letzte; er ist vergessen wie alle anderen, mein Sohn, denn er hat nicht genügend Leute umgebracht, damit man sich seiner noch erinnert!«

»Ah! Lieber Onkel; Ihr besitzt die zwanzig Bände von Balzac«, sagte Michel und schwang sich auf einen Hocker.

»Ja! Natürlich! Balzac ist der wichtigste Romancier der Welt, und einige seiner Figuren haben sogar diejenigen Molières übertroffen! In unserer Zeit hätte er nicht den Mut aufgebracht, die *Menschliche Komödie* zu schreiben!«

»Aber«, entgegnete Michel, »er hat trotz allem recht grobe Sitten geschildert, und wie viele seiner Helden sind der Natur nachempfunden und würden nicht schlecht unter uns passen.«

»Gewiß«, antwortete Monsieur Huguenin, »aber wo sollte er all die Figuren wie de Marsay, Granville, Chesnel, Mirouët, Du Guénic, Montriveau, wie die Ritter von Valois, wie La Chanterie, Maufrigneuse, Eugénie Grandet oder Pierrette hernehmen, diese reizenden Typen, in denen sich Adel, Intelligenz, Bravour, Mildtätigkeit und Unschuld vereinigen und die er dem Leben nachbildete, aber niemals erfand! Die Habgierigen, das stimmt, die Finanzleute, die das Gesetz beschützt, die amnestierten Diebe würden in stattlicher Anzahl als Modell zur Verfügung stehen, und an Figuren wie Crevel, Nucingen, Vautrin, Corentin, Hulot und Gobseck würde es ihm nicht fehlen.«

»Mir scheint«, sagte Michel, während er sich anderen Regalen zuwandte, »dies hier ist ein bedeutender Autor!«

»Das will ich meinen! Es ist Alexandre Dumas, der Murat der Literatur, vom Tod während der Arbeit an seinem eintausendneunhundertdreiundneunzigsten Band dahingerafft! Er war sicherlich der amüsanteste unter den Erzählern, dem die freigebige Natur erlaubte, mit allem Mißbrauch zu treiben, ohne selbst dabei Schaden zu nehmen, mit seinem Talent, seinem Geist, seinem Feuer, seinem Schwung, seiner Körperkraft, als er den Pulverturm von Soissons einnahm, mit seiner Geburt, seiner Hautfarbe, mit Frankreich, Spanien, Italien, mit den Ufern des Rheins, mit der Schweiz, mit Algerien, dem Kaukasus, dem Berg Sinai und vor allem mit Neapel, zu dem er sich auf seiner Spéronare gewaltsam Zutritt verschaffte! Ach! Was für eine verblüffende Persönlichkeit! Vermutlich wäre er bis zu seinem viertausendsten Buch gekommen, wenn er sich nicht im besten Mannesalter durch ein Gericht vergiftet hätte, das er gerade erst erfunden hatte.«

»Das ist bedauerlich«, sagte Michel, »hat denn dieser schreckliche Unfall keine anderen Opfer gefordert?«

»Unglücklicherweise doch, unter anderen Jules Janin, einen Kritiker jener Zeit, der Übersetzungen ins Lateinische an den unteren Rand der Zeitungen zu schreiben pflegte! Es war bei einem Versöhnungsessen, das Alexandre Dumas für ihn gab. Mit ihnen zusammen starb auch ein jüngerer Schriftsteller, Monselet, von dem uns ein leider unvollendetes Meisterwerk erhalten ist, das *Wörterbuch der Feinschmecker,* fünfundvierzig Bände, und er kam nur bis zum F, Farce.«

»Ei der Tausend«, meinte Michel, »das ließ ja allerhand erwarten.«

»Nun kommen wir zu Frédéric Soulié: ein kühner Soldat, für jeden Handstreich zu haben und fähig, selbst eine aussichtslose Stellung zu erstürmen; Gozlan, ein Rittmeister der Husaren, Mérimée, ein Vorzimmergeneral, Sainte-

Beuve, ein militärischer Unteraufseher, ein Magazindirektor, Arago, ein gebildeter Offizier der Genietruppen, der es verstanden hat, sich seine Gelehrsamkeit verzeihen zu lassen. Schau, Michel, die Werke von George Sand: ein wunderbares Genie, eine der größten unter den Schriftstellern Frankreichs, die 1859 endlich ausgezeichnet wurde und ihr Kreuz von ihrem Sohn tragen ließ.«

»Was sind das für griesgrämige Bücher«, fragte Michel und zeigte auf eine lange Prozession von Bänden, die sich auf dem Sims versteckten.

»Geh schnell weiter, mein Kind; das ist die Reihe der Philosophen, Autoren wie Cousin, Pierre Leroux, Dumoulin und viele andere; aber da die Philosophie eine Modeangelegenheit ist, wundert es nicht, daß sie niemand mehr liest.«

»Und wer ist das?«

»Renan, ein Archäologe, der Aufsehen erregt hat; er versuchte, die Göttlichkeit Christi zunichte zu machen, und starb vom Blitz erschlagen im Jahre 1873.«

»Und dieser hier?« fragte Michel.

»Das ist ein Journalist, ein Publizist, ein Ökonom, ein Ubiquist, ein eher geräusch-denn glanzvoller Artilleriegeneral namens Girardin.«

»War er nicht Atheist?«

»Keineswegs; er glaubte an sich selbst. Schau! Nicht weit von ihm steht eine verwegene Figur, ein Mann, der die französische Sprache notfalls erfunden hätte und heutzutage ein Klassiker wäre, würde man noch eine klassische Ausbildung genießen, Louis Veuillot, der entschlossenste Streiter für die römische Kirche, der zu seinem großen Erstaunen vor seinem Tode exkommuniziert wurde. Und hier kommt Guizot, ein gestrenger Historiker, der sich in seinen Mußestunden damit zerstreute, den Thron des Hauses Orléans in Verlegenheit zu bringen. Siehst du dieses gewaltige Sammelwerk: das ist die einzige *Wahrheitsgetreue und höchst authentische Geschichte der Revolution und des Kaiserreiches,* 1859 im Auftrag der Regierung veröffentlicht, um der Ungewißheit, die über diesen Teil unserer Geschichte herrschte, ein Ende zu setzten. Man hat sich für dieses Werk sehr stark der Chroniken von Thiers bedient.«

»Ah!« meinte Michel, »endlich ein paar Burschen, die mir den Eindruck machen, jung und hitzig zu sein.«

»Du sagst die Wahrheit; das ist die gesamte leichte Kavallerie von 1860, brillant, unerschrocken und laut, sie überspringt Vorurteile wie Hürden, überwindet Schicklichkeiten wie Hindernisse, fällt hin, steht wieder auf und läuft nur um so schneller, läßt sich den Schädel einschlagen und strotzt dennoch vor Gesundheit! Hier das Meisterwerk jener Epoche, *Madame Bovary,* die *Menschliche Torheit* eines gewissen Noriac, ein uferloses Thema, das er nicht zur Gänze behandeln konnte, dann Assollant, Aurevilly, Baudelaire, Paradol, Scholl, alles Burschen, die man wohl oder übel beachten mußte, denn sie schossen aus dem Hinterhalt …«

»Aber nur mit Pulver«, sagte Michel.

»Mit Pulver und mit Salz, und das brannte. Schau, noch ein Kerl, dem es nicht an Talent fehlte, ein richtiges Soldatenkind.«

»About?«

»Ja! Er schmeichelte sich, oder vielmehr man schmeichelte ihm, er würde ein neuer Voltaire, und mit der Zeit hätte er ihm wohl bis an die Knöchel gereicht; leider Gottes wurde er 1869, als er gerade seine Besuche auf der Akademie beendete, von einem unerbittlichen Kritiker, dem berühmten Sarcey, im Duell getötet.«

»Ohne dieses Mißgeschick hätte er es womöglich weit gebracht«, sagte Michel.

»Niemals weit genug!« antwortete der Onkel. »Das, mein Sohn, sind also die wichtigsten Anführer unserer literarischen Armee: dort hinten stehen die letzten Reihen der düsteren Soldaten, deren Namen die Leser alter Kataloge in Erstaunen versetzen; fahre mit deiner Inspektion fort, amüsiere dich; vor dir hast du fünf oder sechs Jahrhunderte, die nur danach verlangen, durchgeblättert zu werden!«

So verstrich dieser Tag, Michel verschmähte die Unbekannten, um wieder zu den berühmten Namen zurückzukehren, begegnete dabei jedoch seltsamen Gegensätzen, geriet von Gautier, dessen schillernder Stil ein wenig gealtert war, zu Feydeau, dem freizügigen Nachfolger eines Louvet und Laclos, ging von Champfleury zurück zu Jean Macé, dem geschicktesten Verbreiter der Wissenschaft. Seine Augen schweiften von Mery, der geistreiche Bemerkungen machte wie ein Schuster Schuhe, nämlich auf Bestellung, zu Banville, den Onkel Huguenin ohne langes Federlesen als Wortakrobaten abtat; dann stieß er auf Autoren wie Stahl, vom Verlagshaus Hetzel mit größter Sorgfalt herausgegeben, oder Karr, diesen geistvollen Moralisten, dem jedoch der Geist nicht danach

stand, sich bestehlen zu lassen, bekam einen Houssaye zu Gesicht, der, weil er einst im Hôtel de Rambouillet gedient hatte, dessen lächerlichen Stil und gezierte Manieren beibehalten hatte, oder einen auch nach hundert Jahren noch immer hell aufleuchtenden Saint-Victor.

Schließlich kam er an den Ausgangspunkt zurück; er zog einige dieser so wertvollen Bücher heraus, schlug sie auf, las einen Satz aus diesem, eine Seite aus jenem, nahm sich von einem nichts als die Kapitelanfänge und nur die Titel von einem anderen; er atmete diesen literarischen Duft, der ihm ins Gehirn stieg wie eine heiße Ausdünstung der vergangenen Jahrhunderte, er drückte all diesen Freunden aus der Vergangenheit die Hände, die er kennen-und liebengelernt hätte, wenn er so geistreich gewesen wäre, früher auf die Welt zu kommen!

Onkel Huguenin schaute ihm zu und fühlte sich, während er ihn so beobachtete, zusehends verjüngt.

»Nun! Woran denkst du?« fragte er, als er ihn reglos und verträumt dastehen sah.

»Ich denke, daß dieses kleine Zimmer alles enthält, was ein Mensch braucht, um sein ganzes Leben lang glücklich zu sein!«

»Wenn er lesen kann!«

»So meine ich es auch«, sagte Michel.

»Ja«, fuhr der Onkel fort, »aber nur unter einer Bedingung.«

»Unter welcher?«

»Daß er nicht schreiben kann!«

»Und warum nicht, Onkel?«

»Weil er dann, mein liebes Kind, versucht sein könnte, auf den Spuren dieser großen Schriftsteller zu wandeln!«

»Was wäre so schlecht daran?« entgegnete der junge Mann voller Eifer.

»Er wäre verloren.«

»Ach! Lieber Onkel«, rief Michel, »Ihr wollt mir also die Leviten lesen!«

»Nein! Denn wenn einer hier eine Strafpredigt verdient, dann ich!«

»Ihr! Und warum?«

»Weil ich dich auf wahnsinnige Gedanken gebracht habe! Ich habe dich das

verheißene Land erspähen lassen, mein armes Kind, und …«

»Und Ihr werdet mich hineinlassen, lieber Onkel!«

»Ja! Wenn du mir eine Sache schwörst.«

»Nämlich?«

»Nämlich daß du bloß darin spazierengehst! Ich will nicht, daß du diesen undankbaren Boden urbar machst! Denk daran, was du bist, was du erreichen mußt, was ich selbst bin, und denk an diese Zeit, in der wir beide leben.«

Michel antwortete nicht, er drückte seinem Onkel die Hand; dieser wollte zweifellos gerade mit der ganzen Reihe seiner gewichtigen Argumente loslegen, als es an der Tür klingelte. Monsieur Huguenin ging öffnen.

Elftes Kapitel

Ein Spaziergang am Hafen von Grenelle

Es war Monsieur Richelot in Person. Michel warf sich seinem alten Lehrer in die Arme; es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre in jene gestürzt, die Mademoiselle Lucy Onkel Huguenin entgegenstreckte; dieser stand zum Glück auf seinem Empfangsposten und vereitelte eine so charmante Begegnung.

»Michel!« rief Monsieur Richelot.

»Genau der«, antwortete Monsieur Huguenin.

»Ah«, meinte der Professor, »das ist aber eine jukunde Überraschung, der Abend verspricht laetant zu werden.«

»Dies albo notanda lapillo« [1], entgegnete Monsieur Huguenin.

»Wie unser teurer Flaccus sagt«, antwortete Monsieur Richelot.

»Mademoiselle«, stotterte der junge Mann, während er das junge Mädchen begrüßte.

»Monsieur«, antwortete Lucy mit einem nicht allzu unbeholfenen Knicks.

»Candore notabilis albo« [2], murmelte Michel zum Entzücken seines Professors, der dieses Kompliment der Fremdsprache wegen verzieh.

Übrigens hatte der junge Mann die Wahrheit gesprochen; die ganze Anmut des jungen Mädchens war in diesem köstlichen Hemistichion Ovids enthalten. Bemerkenswert durch ihre blasse Unschuld! Mademoiselle Lucy war fünfzehn

Jahre alt, hinreißend mit ihrem langen blonden Haar, das nach der neuesten Mode locker über ihre Schultern fiel, frisch und wie neugeboren, wenn dieses Wort all das wiedergeben kann, was in ihr an Neuem, Reinem, kaum Erblühtem lag; ihre tiefblauen Augen voll naiver Blicke, ihre zierliche Nase mit den kleinen durchscheinenden Nasenflügeln, ihre taufeuchten Lippen, der ein wenig nachlässige Liebreiz ihres Halses, ihre kühlen und geschmeidigen Hände, die feinen Linien ihrer Gestalt bezauberten den jungen Mann und ließen ihn stumm vor Bewunderung dastehen. Dieses Mädchen war die lebendige Poesie; er spürte sie, mehr als er sie sah; sie traf zuerst sein Herz, und dann seine Augen.

Diese Verzückung drohte sich bis ins Unendliche fortzusetzen; Onkel Huguenin bemerkte es, bat seine Besucher, sich zu setzen, versuchte, das junge Mädchen ein wenig vor den Strahlen des Poeten zu schützen, und ergriff wieder das Wort.

»Liebe Freunde«, sagte er, »bis zum Abendessen wird es nicht mehr lange dauern; laßt uns in der Zwischenzeit ein wenig plaudern. Nun, Richelot, es ist gut einen Monat her, seit ich Sie nicht gesehen habe. Und wie ergeht es den Menschengeschlechtern?«

»Sie gehen fort!« antwortete der alte Professor. »Ich habe nur mehr drei Schüler in meiner Rhetorik-Klasse! Das ist eine turpe Dekadenz! Deshalb wird man uns auch entlassen, und man wird gut daran tun.«

»Sie entlassen«, rief Michel.

»Ist davon wirklich die Rede?« fragte Onkel Huguenin.

»Wirklich und in der Tat«, antwortete Monsieur Richelot; »es geht das Gerücht, daß die Lehrstühle für Literatur kraft einer in der Hauptversammlung der Aktionäre getroffenen Entscheidung zum Jahr 1962 abgeschafft werden.«

»Was wird dann aus den beiden werden?« dachte Michel, während er das Mädchen betrachtete.

»Ich kann so etwas nicht glauben«, sagte der Onkel und legte die Stirn in Falten; »das werden sie nicht wagen.«

»Sie werden es wagen«, antwortete Monsieur Richelot, »und es wird wohl das beste sein! Wer kümmert sich denn schon um Griechen und Lateiner, die höchstens noch dazu taugen, den Wörtern der modernen Wissenschaft ein paar Wurzeln zu liefern! Die Schüler verstehen diese wundervollen Sprachen nicht mehr, und wenn ich sehe, wie einfältig diese jungen Menschen sind, dann packt mich Ekel neben der Verzweiflung.«

»Ist das denn möglich!« sagte der junge Dufrénoy. »In Ihrer Klasse sitzen nur noch drei Schüler!«

»Drei zu viel«, antwortete der alte Professor zornig.

»Und obendrein«, merkte Onkel Huguenin an, »sind es Faulpelze.«

»Faulpelze ersten Ranges!« erwiderte Monsieur Richelot. »Ihr werdet es nicht glauben, aber neulich hat mir einer von ihnen *ius divinum* mit *jus divin* [3] übersetzt!«

»Jus divin!« rief der Onkel. »Das ist ein Trunkenbold in spe!«

»Und gestern! Gestern schon wieder! *Horresco referens* [4], ratet einmal, wenn ihr den Mut dazu habt, wie ein anderer den folgenden Vers aus dem vierten Buch der *Georgica* übersetzt hat: *immanis pecoris custos …* [5]«

»Mir scheint«, antwortete Michel.

»Ich werde rot bis über die Ohren, wenn ich nur daran denke«, sagte Monsieur Richelot.

»Also los!« erwiderte Onkel Huguenin. »Wie wurde dieser Absatz im Jahr der Gnade 1961 denn nun übersetzt?«

»Gardien d'une épouvantable pécore« [6], antwortete der alte Professor und verhüllte sein Gesicht.

Onkel Huguenin konnte sich nicht daran hindern, lauthals herauszulachen; Lucy drehte mit einem Lächeln den Kopf zur Seite; Michel blickte sie traurig an; Monsieur Richelot wußte nicht, wohin er sich verkriechen sollte.

»O! Vergil!« rief Onkel Huguenin aus. »Hättest du das je geahnt?«

»Nun seht ihr selbst, liebe Freunde!« fuhr der Professor fort. »Da ist es schon besser, überhaupt nicht zu übersetzten, als so zu übersetzen! Noch dazu in der Rhetorik-Klasse! Soll man uns doch abschaffen, es wird das beste sein!«

»Was werden Sie dann tun?« wollte Michel wissen.

»Das, mein Kind, ist eine andere Frage; aber der Augenblick, sie zu lösen, ist noch nicht gekommen; wir sind hier, um uns zu zerstreuen …«

»Nun, dann wollen wir zu Abend essen«, warf der Onkel ein.

Während die Mahlzeit vorbereitet wurde, knüpfte Michel ein herrlich banales Gespräch mit Mademoiselle Lucy an, das voll von jenen charmanten

Albernheiten war, unter denen zuweilen die wahren Gedanken hervorbrechen; mit ihren sechzehn Jahren hatte Mademoiselle Lucy das Recht, viel älter zu sein als Michel mit neunzehn, doch sie nutzte das nicht aus. Allerdings verdüsterten die Sorgen um die Zukunft ihre lautere Stirn und ließen sie sehr ernst erscheinen. Ihren Großvater, der ihr ganzes Leben war, betrachtete sie voller Unruhe. Michel fing einen dieser Blicke auf.

»Sie lieben Monsieur Richelot sehr«, sagte er.

»Sehr, Monsieur«, antwortete Lucy.

»Ich auch, Mademoiselle«, fügte der junge Mann hinzu.

Lucy errötete ein wenig, weil sie verstand, daß ihre Zuneigung und diejenige Michels sich in einem gemeinsamen Freund trafen; das war beinahe eine Vermischung ihrer innigsten Gefühle mit den Gefühlen eines anderen. Michel spürte das und wagte nicht mehr, sie anzuschauen.

Doch Onkel Huguenin unterbrach dieses Tête-à-tête durch ein unüberhörbares »Zu Tisch«. Der benachbarte Feinkostladen hatte ein feines Abendessen aufgetragen, das eigens für diesen Anlaß bestellt worden war. Man setzte sich zum Schmaus.

Eine kräftige Brühe und ein köstliches gekochtes Pferdefleisch, eine bis ins 18. Jahrhundert hinein überaus geschätzte Fleischsorte, die im 20. Jahrhundert wieder zu Ehren gekommen war, stillten den ersten Hunger der Tischgesellschaft; dann kam ein geschmackvoller Schinken vom Schaf, mit Zucker und Salpeter zubereitet, nach einer neuen Methode, die das Fleisch konservierte und ihm zugleich ein vorzügliches Aroma verlieh. Einige vom Äquator stammende und in Frankreich eingeführte Gemüsesorten, die gute Laune und der Schwung von Onkel Huguenin, der Liebreiz Lucys, die reihum bediente, Michels Gefühlsverfassung, alles trug dazu bei, dieses Familiengelage köstlich zu gestalten. Obwohl man es in die Länge zog, war es doch allzu schnell beendet, und das Herz mußte angesichts eines übermäßig befriedigten Magens klein beigeben.

Die Tafel wurde aufgehoben.

»Und nun«, sagte Onkel Huguenin, »muß dieser wundervolle Tag noch würdig ausklingen.«

»Machen wir doch einen Spaziergang«, rief Michel.

»Genau«, antwortete Lucy.

»Aber wohin?« fragte der Onkel.

»Zum Hafen von Grenelle«, sagte der junge Mann.

»Ausgezeichnet. Eben erst ist die *Leviathan IV* dort eingelaufen, und so können wir dieses Wunderwerk bestaunen.«

Die kleine Schar ging auf die Straße hinunter, Michel reichte dem jungen Mädchen seinen Arm, und sie steuerten unverzüglich den Eisenbahnring an.

Endlich war also dieses famose Projekt, Paris zum Seehafen zu machen, Wirklichkeit geworden; lange Zeit hatte niemand daran glauben wollen; viele Leute hatten die Arbeiten am Kanal besichtigt, sich lauthals darüber lustig gemacht und ihr Urteil über dessen Nutzlosigkeit verkündet. Doch seit etwa zehn Jahren mußten sich die Skeptiker geschlagen geben.

Die Hauptstadt drohte bereits, zu einem neuen Liverpool im Herzen Frankreichs zu werden; eine lange Reihe von Schleusenbecken, die man in den weitläufigen Ebenen von Grenelle und Issy angelegt hatte, konnte tausend Schiffe der stärksten Tonnage aufnehmen. Die Industrie schien mit dieser Herkulesarbeit die äußersten Grenzen des Möglichen erreicht zu haben.

Schon oft war in den vorangegangenen Jahrhunderten, unter Ludwig XIV. wie auch unter Louis Philippe, die Idee aufgetaucht, einen Kanal von Paris bis ans Meer zu graben. Im Jahre 1863 erhielt eine Gesellschaft die Erlaubnis, auf eigene Kosten die Möglichkeiten einer Trasse über Creil, Beauvais und Dieppe zu untersuchen; aber die Gefälle, die ausgeglichen werden mußten, machten zahlreiche Schleusen notwendig, wie auch beachtliche Wasserläufe, um diese zu speisen; die Oise und die Béthune, die einzig verfügbaren Flüsse auf dieser Linie, wurden bald für unzureichend erachtet, und die Gesellschaft stellte ihre Arbeiten ein.

Fünfundsechzig Jahre später griff der Staat die Idee wieder auf, und zwar nach einem bereits im letzten Jahrhundert vorgeschlagenen Prinzip, das wegen seiner Einfachheit und Logik damals abgelehnt worden war; es galt, die Seine als natürlichen Wasserweg zwischen Paris und dem Ozean zu nützen.

In weniger als fünfzehn Jahren grub ein Bauingenieur namens Montanet einen Kanal, der in der Ebene von Grenelle seinen Ausgang nahm und bis etwas unterhalb von Rouen führte; er war 140 Kilometer lang, 70 Meter breit und 20 Meter tief; dies ergab ein Bett mit einem Fassungsvermögen von rund 190000000 Kubikmetern; dieser Kanal mußte niemals befürchten auszutrocknen, denn die fünfzigtausend Liter Wasser, die ihm pro Sekunde von der Seine

zuflossen, genügten bei weitem für seine Versorgung. Die im Unterlauf des Flusses vorgenommenen Arbeiten hatten die Fahrrinne auch für die größten Schiffe zugänglich gemacht. So bot sich der Schiffahrt zwischen Le Havre und Paris nicht die geringste Schwierigkeit.

Dazu gab es in Frankreich, nach einem Entwurf Dupeyrats, ein Netz von Eisenbahnlinien auf den Treidelwegen aller Kanäle. Leistungsfähige Lokomotiven rollten über die Schienen an diesen Kanälen entlang und schleppten mühelos Lastkähne und Transportschiffe.

Dieses System kam am Kanal von Rouen in großem Maßstab zur Anwendung, und so ist leicht zu verstehen, wie schnell Handelsfrachter und staatliche Schiffe bis nach Paris hinauffuhren.

Die Anlage des neuen Hafens war prachtvoll, und bald schon spazierten Onkel Huguenin und seine Gäste inmitten einer dichten Menschenmenge über die Quais aus Granit.

Es gab achtzehn Becken, von denen nur zwei für die Schiffe der Regierung reserviert waren, welche die französischen Fischereigebiete und Kolonien schützen sollten. Dort waren auch noch Exemplare der alten gepanzerten Fregatten aus dem 19. Jahrhundert zu sehen, die von den Altertumsforschern bestaunt wurden, obwohl sie nicht allzuviel von ihnen verstanden.

Diese Kriegsmaschinen hatten mit der Zeit unglaubliche, jedoch leicht erklärbare Ausmaße angenommen; denn fünfzig Jahre hindurch hatte zwischen Panzer und Kanonenkugel ein lächerlicher Kampf darum gewütet, ob der eine standhalten oder die andere ihn versenken würde. Die Wände aus geschmiedetem Stahlblech wurden so dick und die Kanonen so schwer, daß die Schiffe schließlich wegen ihres eigenen Gewichts untergingen, und dieses Ergebnis beendete die noble Rivalität gerade in dem Augenblick, als die Kanonenkugel drauf und dran war, den Panzer zu besiegen.

»So kämpfte man damals«, sagte Onkel Huguenin und zeigte auf eines jener eisernen Ungeheuer, das friedlich in die hinterste Ecke des Beckens verbannt war; »man sperrte sich in diese Kisten ein, und dann ging es darum, die anderen zu versenken oder selbst versenkt zu werden.«

»Aber der Mut des einzelnen spielte doch dabei keine große Rolle mehr«, sagte Michel.

»Der Mut war geriefelt wie die Geschützrohre«, sagte der Onkel und lachte, »die Maschinen kämpften gegeneinander, nicht die Menschen; deshalb kam es

auch mehr und mehr dahin, daß man mit den lächerlich gewordenen Kriegen aufhörte. In jener Zeit, als Mann gegen Mann kämpfte, als man seinen Gegner mit eigenen Händen tötete, habe ich den Krieg noch verstanden …«

»Sie sind blutdürstig, Monsieur Huguenin«, sagte das junge Mädchen.

»Nein, mein liebes Kind, ich bin vernünftig, soweit hier von Vernunft überhaupt die Rede sein kann; der Krieg hatte damals seine Daseinsberechtigung; doch ihr werdet zugeben, als die Kanonen eine Reichweite von achttausend Metern erreicht hatten und eine 36er Kugel aus hundert Meter Entfernung vierunddreißig Pferde oder achtundsechzig Männer durchbohren konnte, wurde der Mut des einzelnen zu einer Luxusangelegenheit.«

»Das stimmt«, antwortete Michel, »die Maschinen haben den Heldenmut getötet, und die Soldaten sind zu Maschinisten geworden.«

Während dieser altertumskundlichen Diskussion über die Kriege von einst setzten die vier Besucher ihren Spaziergang durch die Wunder des Handelsbeckens fort. Ringsumher ragte eine richtige Kneipenstadt empor, in der die an Land gegangenen Seeleute sich als Krösusse aufspielten und sich in den Kaschemmen vollaufen ließen. Man hörte ihre heiseren Gesänge und seemännischen Flüche. Die kecken Burschen fühlten sich in diesem Umschlagshafen mitten in der Ebene von Grenelle zu Hause, und niemand konnte ihnen das Recht absprechen, lauthals zu grölen. Sie bildeten übrigens ein Völkchen für sich, mischten sich nicht unter die Bewohner der anderen Vorstädte und waren nicht gerade umgänglich. Man hätte meinen können, in Le Havre zu sein, nur durch die Breite der Seine von Paris getrennt.

Die Handelsbecken waren untereinander durch Drehbrücken verbunden, die zu bestimmter Stunde mittels Preßluftmaschinen der *Katakombengesellschaft* in Bewegung gesetzt wurden. Das Wasser verschwand unter den Rümpfen der Schiffe; die meisten wurden mit Hilfe von Kohlensäuredampf betrieben, kein Dreimaster, keine Brigg, kein Schoner, kein Logger, kein Fischkutter, der nicht mit einer Schraube ausgestattet gewesen wäre; der Wind hatte ausgedient, er war nicht mehr in Mode, man wollte ihn nicht mehr, und der alte, verschmähte Äolos versteckte sich beschämt in seinem Schlauch.

Es ist leicht zu verstehen, wie stark der Durchstich der Landengen von Suez und Panama den Handel über die Hochseeschiffahrt ankurbeln mußte; die von jedem Monopol und allen Fesseln ministerieller Unterhändler befreiten Seegeschäfte nahmen einen ungeheuren Aufschwung, und die Schiffe

vermehrten sich in allen erdenklichen Gestalten. Ein herrliches Schauspiel waren unbestreitbar jene Ozeandampfer aller Größen und Nationalitäten, deren Flaggen in tausenderlei Farben durch die Lüfte flatterten; riesige Warfs, weitläufige Lagerhäuser beherbergten die Waren, welche von wohldurchdachten Maschinen gelöscht wurden; die einen verpackten sie, die anderen wogen sie ab, diese etikettierte sie, jene beförderte sie an Bord; die von den Lokomotiven gezogenen Schiffe glitten die Granitmauern entlang; die Schur-und Baumwollballen, die Zucker-und Kaffeesäcke, die Teekisten, alle Güter aus den fünf Erdteilen waren zu gigantischen Haufen gestapelt; in der Luft lag jener Geruch sui generis, den man den Duft des Handels nennen kann; bunte Schilder gaben die auslaufbereiten Schiffe für jeden Punkt des Globus bekannt, und alle Idiome der Welt wurden im Hafen von Grenelle gesprochen, dem verkehrsreichsten des ganzen Universums.

Von den Anhöhen Arcueils oder Meudons aus war der Anblick dieses Beckens tatsächlich bewunderungswürdig; das Auge verlor sich in dem Wald aus Masten, die mit Festtagsflaggen geschmückt waren; der Turm für die Gezeitenanzeige erhob sich an der Hafenöffnung, während sich weiter hinten ein elektrischer Leuchtturm, der nicht von großem Nutzen war, mit einer Höhe von fünfhundert Fuß in den Himmel bohrte. Er war das höchste Bauwerk der Welt, und seine Lichter strahlten vierzig Meilen weit; sie waren sogar in Rouen von den Türmen der Kathedrale aus zu sehen.

Der ganze Komplex verdiente es, bewundert zu werden.

»Es ist wahrhaftig schön«, sagte Onkel Huguenin.

»Ein pulchres Schauspiel«, antwortete der Professor.

»Wenn wir hier auch weder das Wasser noch den Wind des Meeres haben«, fuhr Monsieur Huguenin fort, »so gibt es doch wenigstens die Schiffe, die das Wasser trägt und der Wind vorantreibt!«

Aber wo die Menge wirklich hineilte, wo es schier unmöglich wurde, das Gedränge zu durchbrechen, das war auf den Quais des gewaltigsten Beckens, das Mühe hatte, die riesige, gerade erst eingetroffene *Leviathan IV* aufzunehmen; die *Great Eastern* des vergangenen Jahrhunderts wäre nicht würdig gewesen, ihr Beiboot zu sein; sie kam aus New York, und die Amerikaner konnten sich rühmen, die Engländer geschlagen zu haben; sie hatte dreißig Masten und fünfzehn Schornsteine; ihre Maschine besaß die Stärke von dreißigtausend Pferden, zwanzigtausend für ihre Räder und zehntausend für ihre Schraube; Eisenbahnen erlaubten es, auf ihren Decks

schnell von einem Ende zum anderen zu gelangen, und zwischen den Masten konnte man Grünanlagen mit hohen Bäumen bewundern, deren Schatten sich über Blumenbeete, Rasen und Blütenarrangements breitete; die eleganten Damen und Herren konnten hoch zu Roß durch gewundene Alleen reiten; zehn Fuß hoch am Oberdeck aufgeschüttete Pflanzenerde hatten diese schwimmenden Parkanlagen hervorgebracht. Dieses Schiff war eine Welt für sich, und sein Einsatz zeigte außergewöhnliche Ergebnisse; von New York nach Southampton brauchte es drei Tage; es erreichte eine Breite von zweihundert Fuß, und seine Länge kann am einfachsten durch folgende Tatsache ermessen werden: Wenn die *Leviathan IV* mit dem Bug voran am Landungsquai lag, dann hatten die Heckpassagiere noch eine Viertelmeile zurückzulegen, bis sie festen Boden unter den Füßen spürten.

»Bald«, sagte Onkel Huguenin, während er unter den Eichen, Ebereschen und Akazien auf dem Deck dahinspazierte, »wird es gelingen, jenes phantastische holländische Schiff zu bauen, dessen Bugspriet sich bereits auf der Ile Maurice befand, als sein Steuerruder noch in Brest auf der Reede lag!«

Bewunderten auch Michel und Lucy, so wie die staunende Menschenmenge, diese ungeheure Maschine? Ich weiß es nicht; aber sie schlenderten unter leisen Gesprächen dahin oder schwiegen, so gut sie konnten, schauten sich endlos an und kehrten in Onkel Huguenins Wohnung zurück, ohne irgend etwas von all den Wunderdingen im Hafen von Grenelle erblickt zu haben!

Fußnoten

1 Ein Tag, der mit einem weißen Stein markiert werden muß.

2 Bemerkenswert durch den Glanz ihrer Blässe.

3 Göttlicher Saft.

4 Mir schaudert, wenn ich daran denke.

5 Hüter einer ungeheuren Herde.

6 Hüter einer entsetzlichen Gans.

Zwölftes Kapitel

Quinsonnas’ Ansichten über die Frauen

Für Michel verstrich die folgende Nacht in einer köstlichen Schlaflosigkeit; wozu schlafen? Es war besser, im Wachzustand zu träumen, was der junge Mann auch gewissenhaft tat, bis der Tag anbrach; seine Gedanken gelangten bis an die äußersten Grenzen ätherischer Poesie.

Am nächsten Morgen ging er in die Büroräume hinunter und bestieg seinen Berg. Quinsonnas erwartete ihn. Michel ergriff oder, besser gesagt, zerdrückte die Hand seines Freundes, doch er sparte mit Worten; er nahm sein Diktat wieder auf und diktierte mit feuriger Stimme.

Quinsonnas betrachtete ihn, aber Michel wich seinem Blick aus.

»Irgend etwas stimmt nicht«, sagte sich der Pianist; »was für ein sonderbares Gesicht! Er schaut aus wie jemand, der gerade aus den heißen Ländern zurückgekehrt ist!«

Auf diese Weise verging der Tag, der eine diktierte, der andere schrieb, und beide beobachteten einander verstohlen. Der nächste Tag verfloß, ohne daß es auch nur zum kleinsten Gedankenaustausch zwischen den zwei Freunden gekommen wäre.

»Da steckt Liebe dahinter«, dachte der Pianist. »Soll er seine Gefühle ausbrüten; später wird er schon reden.«

Am dritten Tag unterbrach Michel Quinsonnas plötzlich mitten in einem herrlichen Großbuchstaben.

»Lieber Freund, was hältst du von den Frauen?« fragte er ihn und wurde rot.

»Das ist es also«, sagte sich der Pianist, ohne eine Antwort zu geben.

Michel wiederholte seine Frage und wurde noch röter.

»Mein Sohn«, antwortete Quinsonnas bedächtig und hielt in seiner Arbeit inne, »die Auffassung, die wir von den Frauen haben können, wir Männer, ist höchst veränderlich. Am Morgen denke ich nicht dasselbe über sie wie am Abend; der Frühling beschert mir im Hinblick auf sie andere Vorstellungen als

der Herbst; Regen oder Schönwetter können meine Lehrmeinung ungemein verändern; und schließlich übt auch meine Verdauung einen unbestreitbaren Einfluß auf meine Gefühle ihnen gegenüber aus.«

»Das ist keine Antwort«, sagte Michel.

»Mein Sohn, erlaube mir, auf eine Frage mit einer anderen zu antworten. Glaubst du, daß es auf dieser Welt noch Frauen gibt?«

»Und ob ich das glaube!« rief der junge Mann.

»Triffst du zuweilen welche?«

»Jeden Tag.«

»Verstehen wir uns richtig«, fuhr der Pianist fort; »ich spreche nicht von jenen mehr oder weniger weiblichen Wesen, deren Ziel darin besteht, zur Vermehrung des Menschengeschlechts beizutragen, und die man irgendwann durch Preßluftmaschinen ersetzen wird.«

»Du machst dich lustig …«

»Lieber Freund, davon wird allen Ernstes gesprochen, aber es wird doch einige Beschwerden mit sich bringen.«

»Also, Quinsonnas«, hob Michel wieder an, »laß uns ernst bleiben!«

»Aber nein! Laß uns vergnügt sein! Ich will dennoch auf meine Behauptung zurückkommen: es gibt keine Frauen mehr; ihre Rasse ist ausgestorben wie jene der Möpse und der Megatherien!«

»Ich bitte dich«, sagte Michel.

»Laß mich fortfahren, mein Sohn; ich glaube, daß es früher einmal, in weit zurückliegender Vergangenheit, Frauen gegeben hat; die damaligen Autoren sprechen ausdrücklich von ihnen; als die makelloseste unter ihnen führten sie sogar die Pariserin an. Nach den alten Texten und den Kupferstichen jener Zeit war sie ein anmutiges Geschöpf, dem auf der ganzen Welt keine das Wasser reichen konnte; sie vereinigte in sich die vollkommensten Laster und die lasterhaftesten Vollkommenheiten, denn sie war *Frau* im wahren Sinne des Wortes. Doch nach und nach verarmte das Blut, die Rasse verfiel, und die Physiologen mußten in ihren Schriften diesen beklagenswerten Untergang feststellen. Hast du irgendwann einmal gesehen, wie aus Raupen Schmetterlinge werden?«

»Ja«, antwortete Michel.

»Nun«, fuhr der Pianist fort, »hier geschah genau das Gegenteil; der Schmetterling wurde wieder zur Raupe. Der geschmeidige Gang der Pariserin, ihr graziöses Aussehen, ihr geistreicher und liebevoller Blick, ihr freundliches Lächeln, ihre vortrefflichen und zugleich so festen Rundungen wichen alsbald langen, mageren, vertrockneten, hageren, abgezehrten, ausgemergelten Formen, einer mechanischen, planmäßigen und puritanischen Ungeniertheit. Die Figur wurde rundherum flach, der Blick kalt, die Gelenke erstarrten, eine harte und steife Nase senkte sich über schmale und verbissene Lippen; der Schritt wurde länger; der Engel der Geometrie, der einst mit seinen verführerischen Kurven so großzügig gewesen war, überließ die Frau der ganzen Unerbittlichkeit gerader Linien und spitzer Winkel. Die Französin ist zur Amerikanerin geworden; sie spricht trocken über trockene Geschäfte, sie stellt sich dem Leben mit Unnachgiebigkeit, sie setzt dem schmächtigen Rückgrat der Sitten zu, kleidet sich schlecht, ohne jeden Geschmack, und trägt ein Korsett aus Zinkblech, das auch dem stärksten Druck standzuhalten vermag. Mein Sohn, Frankreich hat seine wahre Überlegenheit verloren; seine Frauen hatten im bezaubernden Jahrhundert Ludwigs XV. die Männer effeminiert; doch seither sind sie zum männlichen Geschlecht übergelaufen und verdienen weder den Blick eines Künstlers noch die Aufmerksamkeit eines Liebhabers!«

»Fahre nur fort«, antwortete Michel.

»Ja«, entgegnete Quinsonnas, »du lächelst! Du glaubst, etwas in der Tasche zu haben, mit dem du mich aus dem Konzept bringen kannst! Du hältst deine kleine Ausnahme von der allgemeingültigen Regel bereit! Wenn schon! Du wirst diese nur bestätigen, das ist alles! Ich bleibe bei meiner Behauptung! Und ich gehe noch weiter! Keine einzige Frau, welcher Gesellschaftsklasse sie auch angehören mag, ist diesem Verfall der ganzen Rasse entkommen! Das süße Mädel ist verschwunden; die Kurtisane, mindestens so farblos wie ausgehalten, stellt heutzutage eine strenge Unmoral unter Beweis! Sie ist linkisch und dumm, bringt es aber mit Ordnung und Sparsamkeit zu Reichtum, ohne daß sich irgend jemand für sie ruiniert! Sich ruinieren! Ach was! Dieses Wort ist veraltet! Ein jeder bereichert sich, mein Sohn, ausgenommen der Körper und der menschliche Geist!«

»Willst du damit sagen«, fragte Michel, »daß es in der Zeit, in der wir leben, unmöglich geworden sei, einer Frau zu begegnen?«

»Genau, unter fünfundneunzig gibt es keine mehr; die letzten sind mit unseren Großmüttern ausgestorben. Allerdings …«

»Aha! Allerdings?«

»Man kann so etwas noch im Faubourg Saint-Germain antreffen; in diesem Schlupfwinkel des unüberschaubaren Paris wird jene seltene Pflanze noch gezüchtet, die *puella desiderata,* wie dein Professor sagen würde, aber nur dort.«

»Du beharrst also auf der Meinung«, antwortete Michel und lächelte verschmitzt, »daß die Frau einer ausgestorbenen Rasse angehört.«

»Nun ja, mein Sohn, die großen Moralisten des 19. Jahrhunderts ahnten diese Katastrophe bereits voraus. Balzac, der sich auskannte, hat es in seinem berühmten Brief an Stendhal zu verstehen gegeben: Die Frau, sagte er, ist die Leidenschaft, und der Mann ist die Tat, und aus diesem Grund verehrte der Mann die Frau. Jetzt aber sind sie alle beide Tat, und fortan gibt es keine Frauen mehr in Frankreich.«

»Gut«, meinte Michel, »und was denkst du über die Ehe?«

»Nichts Gutes.«

»Aber was weiter?«

»Für die Ehe der anderen hätte ich mehr übrig als für meine eigene.«

»Du wirst also nicht heiraten.«

»Nein, solange das berühmte Tribunal nicht eingerichtet ist, das Voltaire verlangte, um über das Vergehen der Untreue zu richten, sechs Männer und sechs Frauen, plus einem Hermaphroditen, der im Fall von Stimmengleichheit den Ausschlag zu geben hätte.«

»Ach, hör doch auf mit deinen Scherzen.«

»Ich scherze nicht; nur darin läge eine Gewähr! Erinnerst du dich, was vor zwei Monaten in dem Ehebruchprozeß geschah, den Monsieur de Coutances gegen seine Frau geführt hat?«

»Nein!«

»Nun, der Vorsitzende hatte Madame de Coutances gefragt, warum sie ihre Pflichten vergessen hätte: Ich habe ein schlechtes Gedächtnis, antwortete sie! Und sie wurde freigesprochen. Nun, ganz offen gesagt, diese Antwort verdiente einen Freispruch.«

»Lassen wir doch Madame de Coutances«, antwortete Michel, »und kommen wir auf die Ehe zurück.«

»Mein Sohn, ich will dir die absolute Wahrheit zu diesem Thema sagen: Solange man ledig ist, kann man immer heiraten. Wenn man verheiratet ist, kann man nicht wieder ledig werden. Deshalb liegt zwischen dem Stand des Ehemannes und dem Stand des Junggesellen ein schrecklich feiner Unterschied.«

»Quinsonnas, was genau hast du gegen die Ehe vorzubringen?«

»Was ich vorzubringen habe, ist schnell gesagt: In einer Zeit, in der die Familie sich aufzulösen droht, in der die Selbstsucht jedes Familienmitglied in eine andere Richtung treibt, in der das Bedürfnis, sich um jeden Preis zu bereichern, die Empfindungen des Herzens abtötet, erscheint mir die Ehe als eine heroische Nutzlosigkeit; früher, wenn man die alten Autoren liest, war das ganz anders; blätterst du die alten Wörterbücher durch, so wirst du zu deinem großen Erstaunen Wörter darin finden wie Penaten, Laren, häuslicher Herd, ein Heim, die Gefährtin meines Lebens usw.; aber diese Ausdrücke sind schon lange verschwunden, zusammen mit den Dingen, die sie bezeichneten. Sie werden nicht mehr verwendet; es scheint, daß einst die Gatten (noch ein Wort, das außer Gebrauch gekommen ist) ihr Leben aufs innigste miteinander verbanden; man erinnerte sich an die Worte Sanchos: Der Rat einer Frau ist nicht viel wert, aber man muß schon ein Narr sein, um nicht auf ihn zu hören! Und man hörte auf ihn. Und schau, wie anders es jetzt ist; der heutige Ehemann lebt weit von seiner Frau entfernt, in unserer Zeit hält er sich in seinem Zirkel auf, dort ißt er zu Mittag, arbeitet, ißt zu Abend, dort spielt und schläft er auch. Madame macht ihrerseits Geschäfte. Monsieur grüßt sie wie ein Fremder, wenn er sie zufällig auf der Straße trifft, von Zeit zu Zeit stattet er ihr einen Besuch ab, er taucht bei ihren Montagen oder bei ihren Mittwochempfängen auf; mitunter lädt Madame ihn zum Diner ein, seltener dazu, den ganzen Abend mit ihr zu verbringen; letztendlich begegnen sie einander so wenig, sehen sich so wenig, sprechen so wenig miteinander und duzen sich so wenig, daß man sich mit Recht fragt, wie es in dieser Welt noch Erben geben kann.«

»Das stimmt beinahe«, sagte Michel.

»Es stimmt voll und ganz, mein Sohn«, antwortete Quinsonnas; »wir haben die Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts fortgesetzt; damals war man bemüht, so wenig Kinder wie möglich zu haben, denn die Mütter zeigten sich verstimmt, wenn sie erlebten, daß ihre Töchter allzu schnell schwanger wurden, und die jungen Ehemänner waren verzweifelt, eine solche Ungeschicklichkeit begangen zu haben. Deshalb ist heutzutage die Zahl der ehelichen Kinder sehr stark zurückgegangen zugunsten der unehelichen Kinder; diese bilden bereits

eine beachtliche Mehrheit; bald werden sie in Frankreich die Herren sein, und dann werden sie das Gesetz aufheben, das verbietet, nach der Vaterschaft zu forschen.«

»Das scheint mir auf der Hand zu liegen«, antwortete Michel.

»Nun existiert aber das Übel, wenn es denn ein Übel ist«, fuhr Quinsonnas fort, »in allen Klassen der Gesellschaft; übrigens verurteilt ein alter Egoist wie ich diese Sachlage auch gar nicht, er zieht seinen Nutzen daraus; aber mir liegt viel daran, dir zu erklären, daß die Ehe kein trautes Heim mehr bedeutet und daß die Fackel der Hochzeit nicht mehr wie einst dazu dient, für Feuer im Herd zu sorgen.«

»Wenn es also dazu käme, daß du dir«, sprach Michel weiter, »aus einem, und das gebe ich gerne zu, unwahrscheinlichen, undenkbaren Grund eine Frau nehmen wolltest …?«

»Mein Lieber, ich würde zunächst wie jeder andere versuchen, Millionen zu scheffeln; man braucht Geld, wenn man diese erhabene Existenz in doppelter Ausführung leben will; ein Mädchen, das nicht seinen Goldklumpen im väterlichen Geldschrank liegen hat, ist keine gute Partie, und eine Marie-Louise mit ihren armseligen zweihundertfünfzigtausend Franc Mitgift fände keinen einzigen Bankierssohn, der sie nehmen würde.«

»Aber einen Napoleon?«

»Die Napoleons sind rar geworden, mein Sohn.«

»Nun, ich sehe schon, du bist vom Gedanken an deine Hochzeit nicht begeistert.«

»Das gerade nicht.«

»Wärst du es denn von meiner?«

»Da haben wir’s«, sagte sich der Pianist, ohne eine Antwort zu geben.

»Nun«, meinte der junge Mann, »du schweigst?«

»Ich schaue dich an«, erwiderte Quinsonnas nachdenklich.

»Und weiter …«

»Und frage mich, wo ich anfangen werde, dich festzubinden!«

»Mich!«

»Ja! Narr! Wahnsinniger! Was soll nur aus dir werden?«

»Ein Glückspilz!« antwortete Michel.

»Laß uns vernünftig miteinander reden. Entweder bist du genial, oder du bist es nicht! Dieses Wort kränkt dich, sagen wir also talentiert. Wenn du es nicht bist, stirbst du den Hungertod zu zweit. Bist du es, dann liegt die Sache ganz anders.«

»Wie das?«

»Mein Kind, du weißt also nicht, daß Genie oder sogar Talent eine Krankheit ist, und daß die Frau eines Künstlers sich mit der Rolle einer Krankenpflegerin abfinden muß?«

»Nun denn! Ich habe sie gefunden …«

»Eine Schwester der Barmherzigkeit«, entgegnete Quinsonnas, »die gibt es nicht. Man findet nur mehr Cousinen der Barmherzigkeit, wenn überhaupt!«

»Ich habe sie gefunden, sage ich dir«, antwortete Michel mit Nachdruck.

»Eine Frau?«

»Ja!«

»Ein junges Mädchen?«

»Ja!«

»Einen Engel?«

»Ja!«

»Also dann, mein Sohn, reiß ihm die Federn aus und sperre ihn in einen Käfig, sonst wird er dir nämlich davonfliegen.«

»Hör zu, Quinsonnas, diese junge Person ist sanft, gütig, liebevoll …«

»Und reich?«

»Arm! Kurz davor, bettelarm zu sein. Ich habe sie erst ein einziges Mal gesehen …«

»Das ist enorm! Es wäre besser, wenn du sie öfter gesehen hättest …«

»Mach dich nicht lustig, lieber Freund; sie ist die Enkelin meines alten Professors; ich liebe sie so sehr, daß ich den Verstand verliere; wir haben miteinander geplaudert wie Freunde, die sich seit zwanzig Jahren kennen; sie wird mich lieben! Sie ist ein Engel!«

»Du wiederholst dich, mein Sohn, Pascal hat gesagt, der Mensch sei weder Engel noch Tier! Na! Ihr beide, deine Schöne und du, ihr straft ihn aber gehörig Lügen!«

»Ach! Quinsonnas!«

»Bleib ruhig! Du bist doch nicht der Engel! Ist das denn möglich! Er! Verliebt! Mit neunzehn Jahren gedenkt er, etwas zu tun, was selbst mit vierzig noch eine Torheit ist!«

»Was noch ein Glück ist, wenn man geliebt wird!« antwortete der junge Mann.

»Na, sowas! Sei still!« schrie der Pianist. »Sei still! Du treibst mich zur Weißglut! Noch ein Wort, und ich …«

Und über die Maßen erregt schlug Quinsonnas mit aller Kraft auf die unbefleckten Seiten des Großen Hauptbuches.

Ein Gespräch über die Frauen und die Liebe kann natürlich endlos dauern, und dieses wäre wahrscheinlich bis zum Abend weitergegangen, hätte sich nicht ein schrecklicher Unfall ereignet, dessen Folgen unabsehbar sein sollten.

Während Quinsonnas leidenschaftlich gestikulierte, stieß er unglücklicherweise gegen den gewaltigen, siphonförmigen Apparat, der ihm seine vielfarbigen Tinten entgegenkippte, und wie Lavaströme ergossen sich rote, gelbe, grüne, blaue Fluten über die Seiten des Großen Hauptbuches.

Quinsonnas konnte einen fürchterlichen Schrei nicht unterdrücken, der die Büroräume erzittern ließ. Man glaubte, das Große Hauptbuch stürze in sich zusammen.

»Wir sind verloren«, sagte Michel mit verzerrter Stimme.

»Allerdings, mein Sohn«, antwortete Quinsonnas. »Die Überschwemmung greift um sich; rette sich wer kann!«

Doch in diesem Augenblick erschienen Monsieur Casmodage und Cousin Athanase in den Räumen der Buchhaltung. Der Bankier schritt auf den Schauplatz des Unglücks zu; er blieb niedergeschmettert stehen, öffnete den Mund und brachte kein Wort heraus; der Zorn schnürte ihm die Luft ab.

Und es gab allen Grund dazu! Dieses wundervolle Buch, in das die weitverzweigten Handelsoperationen des Bankhauses eingetragen wurden – besudelt! Diese kostbare Sammlung der Finanzgeschäfte – befleckt! Dieser

wahrhaftige Atlas, der eine ganze Welt enthielt – verunreinigt! Dieses gigantische Denkmal, das der Concierge des Herrschaftshauses an Festtagen den Fremden zeigte – beschmutzt, geschändet! Vollgespritzt! Beschädigt! Verdorben! Sein Hüter, der Mann, dem eine derartige Aufgabe anvertraut war, hatte seinen Auftrag verraten! Der Priester entehrte den Altar mit eigenen Händen!

Monsieur Casmodage dachte an all diese schrecklichen Dinge, doch er brachte kein Wort heraus. Eine schauerliche Stille herrschte im Büro.

Plötzlich vollführte Monsieur Casmodage eine Bewegung, die dem unglücklichen Schreiber galt; diese Bewegung bestand aus einem Arm, der mit solcher Kraft, solcher Überzeugung, solchem Willen zur Tür hin ausgestreckt wurde, daß kein Mißverständnis möglich war! Diese vielsagende Bewegung hieß in allen menschlichen Sprachen so eindeutig »hinaus!«, daß Quinsonnas von den gastlichen Höhen, auf denen er seine Jugend verbracht hatte, herabstieg. Michel folgte ihm und trat vor den Bankier.

»Monsieur«, sagte er, »ich bin die Ursache …«

Eine zweite Bewegung desselben und – wenn dies überhaupt möglich ist – noch stärker ausgestreckten Arms entließ den Diktierer auf demselben Weg wie den Schreiber.

Da streifte Quinsonnas sorgfältig seine Ärmelschoner ab, nahm seinen Hut, wischte mit dem Ellbogen darüber, setzte ihn auf und ging schnurstracks auf den Bankier zu.

Die Augen des Letztgenannten schleuderten Blitze, doch es gelang ihm nicht, zu donnern.

»Monsieur Casmodage & Co.«, sagte Quinsonnas mit seiner liebenswürdigsten Stimme, »Sie mögen glauben, ich sei der Urheber dieses Verbrechens, denn es ist ein Verbrechen, Ihr Großes Hauptbuch entehrt zu haben. Ich darf Sie nicht in diesem Irrtum belassen. Wie alle Übel dieser Welt, so haben die Frauen auch dieses nicht wiedergutzumachende Unglück verursacht; schieben Sie also die Schuld unserer Mutter Eva und ihrem einfältigen Ehemann zu; alle Qual, alles Leiden kommt von ihnen, und wenn uns der Magen schmerzt, dann nur deshalb, weil Adam rohe Äpfel gegessen hat. Und damit, guten Abend.«

Und der Künstler ging hinaus, gefolgt von Michel, während Athanase den Arm des Bankiers stützte, wie Aaron einst den Arm Moses gestützt hatte bei der Schlacht gegen die Amalekiter.

Dreizehntes Kapitel

Wo es darum geht, wie leicht ein Künstler im 20. Jahrhundert Hungers sterben kann

Die Lage des jungen Mannes hatte sich ungemein verändert. Wie viele wären an seiner Stelle verzweifelt, sie hätten die Frage nicht mit seinen Augen betrachtet; zwar konnte er nicht mehr auf die Familie seines Onkels zählen, doch fühlte er sich endlich frei; er wurde entlassen, vor die Tür gesetzt, und er vermeinte, dem Gefängnis zu entkommen; man verabschiedete ihn, und er fand sich tausendmal zu Dank verpflichtet. Seine Sorgen gingen nicht so weit, daß er sich fragte, was aus ihm werden sollte. Er fühlte sich zu allem fähig, sozusagen an der frischen Luft.

Quinsonnas hatte einige Mühe, ihn zu beruhigen, aber er sorgte dafür, daß diese Aufregung sich langsam legte.

»Komm mit zu mir«, sagte er, »wir müssen ja wohl schlafen gehen.«

»Schlafen gehen, wenn der Tag anbricht«; erwiderte Michel mit weitausholenden Gesten.

»Bildlich gesprochen, bricht er an, das gebe ich gerne zu«, antwortete Quinsonnas; »aber physikalisch gesehen, wird es Nacht; und heutzutage schläft man nicht mehr unter freiem Himmel, im Schein der funkelnden Sterne; es gibt keine funkelnden Sterne mehr; die Astronomen kümmern sich fast nur noch um die Sterne, die man nicht sieht. Komm, wir wollen über unsere Lage reden.«

»Heute nicht«, antwortete Michel, »du würdest mir verdrießliche Dinge sagen; ich kenne sie alle! Was könntest du in deinen Gedanken bewegen, was ich nicht schon weiß; möchtest du zu einem Sklaven, den seine ersten Stunden der Freiheit trunken machen, sagen: ›Ihr wißt, mein Freund, nun werdet Ihr Hungers sterben!‹«

»Du hast recht«, antwortete Quinsonnas; »heute werde ich schweigen, aber morgen!«

»Morgen ist Sonntag! Willst du mir den Feiertag verderben?«

»Ah! So! Dann können wir überhaupt nicht mehr miteinander reden.«

»Doch! Natürlich! An einem der nächsten Tage.«

»Ach! Ich habe eine Idee«, meinte der Pianist, »da morgen nun einmal

Sonntag ist, könnten wir doch deinen Onkel Huguenin besuchen! Ich hätte nichts dagegen, die Bekanntschaft dieses guten Mannes zu machen!«

»Einverstanden!« rief Michel.

»Gut, dann wirst du uns wohl erlauben, zu dritt nach einer Lösung für die gegenwärtige Lage zu suchen.«

»In Ordnung! Das gefällt mir«, antwortete Michel, »und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nichts fänden!«

»Na! Na!« meinte Quinsonnas, der sich damit begnügte, wortlos den Kopf zu schütteln.

Am nächsten Tag nahm er in aller Frühe ein Gas-Cab und holte Michel ab; dieser erwartete ihn bereits, ging hinunter, sprang in das Fahrzeug, und der Maschinist setzte die Maschine in Bewegung; es war ein echtes Wunder, den Wagen ohne sichtbaren Motor so schnell dahinrollen zu sehen; Quinsonnas zog dieses Verkehrsmittel der Eisenbahn bei weitem vor.

Das Wetter war schön; das Gas-Cab fuhr durch die kaum erwachten Straßen, bog geschickt um die Ecken, kletterte mühelos die Steigungen hinauf und schoß zuweilen mit erstaunlicher Geschwindigkeit über die asphaltierten Straßen.

Nach zwanzig Minuten blieb es in der Rue du Caillou stehen. Quinsonnas bezahlte die Fahrt, und bald schwebten die beiden Freunde zu Onkel Huguenin empor.

Dieser öffnete seine Tür. Michel fiel seinem Onkel um den Hals und stellte Quinsonnas vor.

Monsieur Huguenin empfing den Pianisten herzlich, forderte seine Besucher auf, Platz zu nehmen, und bat sie zwanglos zu Tisch.

»Nun ja, lieber Onkel«, sagte Michel, »ich bin mit einer bestimmten Absicht gekommen.«

»Mit welcher, mein Kind?«

»Ich wollte Euch den ganzen Tag mit aufs Land nehmen.«

»Aufs Land«, rief der Onkel; »aber es gibt kein Land mehr, Michel!«

»Das stimmt«, warf Quinsonnas ein, »wo willst du denn das Land hernehmen?«

»Ich sehe, daß Monsieur Quinsonnas ganz meiner Ansicht ist«, entgegnete der

Onkel.

»Voll und ganz, Monsieur Huguenin.«

»Weißt du, Michel«, fuhr der Onkel fort, »für mich ist das Land, noch vor den Bäumen, vor den Ebenen, vor den Bächen, vor den Wiesen, ganz besonders die reine Atmosphäre; nun gibt es aber in einem Umkreis von zehn Meilen rund um Paris keine reine Atmosphäre mehr! Wir haben London um seine Atmosphäre beneidet, und mit Hilfe von zehntausend Fabrikschloten, Werken für chemische Produkte, künstlichem Guano, Kohlenrauch, Giftgasen und Industriedünsten haben wir uns eine Luft geschaffen, die der im Vereinigten Königreich ebenbürtig ist; es ist also undenkbar, außer man geht sehr weit, zu weit für meine alten Beine, irgend etwas Reines einzuatmen! Wenn du mir Glauben schenkst, dann bleiben wir seelenruhig zu Hause, schließen sorgfältig unsere Fenster, und dann essen wir so gut wie nur irgend möglich.«

Alles geschah nach Onkel Huguenins Wunsch; man setzte sich an den Tisch; man speiste; man redete von diesem und jenem; Monsieur Huguenin beobachtete Quinsonnas, der sich beim Nachtisch nicht länger zurückhalten konnte, und sagte:

»Wahrhaftig, Monsieur Huguenin, Sie haben ein gütiges Gesicht, und in dieser Zeit der sinistren Physiognomien tut es wohl, Sie anzuschauen; erlauben Sie mir, Ihnen nochmals die Hand zu drücken.«

»Monsieur Quinsonnas, ich kenne Sie schon lange; dieser Junge hat oft von Ihnen gesprochen; ich wußte, daß Sie einer der unseren sind, und ich danke Michel für Ihren freundlichen Besuch; er hat gut daran getan, Sie mitzubringen.«

»Ah! Ah! Monsieur Huguenin, sagen Sie lieber, daß ich ihn mitbringe, dann haben Sie nämlich recht.«

»Was ist denn geschehen, Michel, daß man dich zu mir mitbringt?«

»Monsieur Huguenin«, fuhr Quinsonnas fort, »mitbringen ist nicht das richtige Wort, man müßte schon eher herschleppen sagen.«

»Oh!« meinte Michel, »Quinsonnas ist die Übertreibung in Person!«

»Also nun«, sagte der Onkel …

»Monsieur Huguenin«, sprach der Pianist weiter, »schauen Sie uns genau an.«

»Ich schaue Sie an, meine Herren.«

»Hör mal, Michel, dreh dich um, damit dein Onkel uns von allen Seiten

begutachten kann.«

»Werdet ihr mir auch den Grund für diese Zurschaustellung nennen?«

»Monsieur Huguenin, finden Sie nicht, daß wir etwas von Leuten haben, die gerade gefeuert wurden?«

»Gefeuert?!«

»Genau! Aber gefeuert, wie schon lange nicht mehr gefeuert wird!«

»Wie! Ist euch ein Unglück zugestoßen?«

»Ein Glück!« meinte Michel.

»Kind«, sagte Quinsonnas und zuckte mit den Achseln. »Monsieur Huguenin, wir sitzen ganz einfach auf der Straße, oder besser gesagt, auf dem Asphalt von Paris.«

»Ist so etwas möglich?«

»Ja, lieber Onkel«, antwortete Michel.

»Was ist denn geschehen?«

»Also, Monsieur Huguenin.«

Dann begann Quinsonnas mit dem Bericht von seinem Unheil; die Art und Weise, wie er von den Ereignissen berichtete und sie darstellte, und – mochte er wollen oder nicht – seine überschäumende Lebensweisheit entlockten Onkel Huguenin mehrmals ein unfreiwilliges Lächeln.

»Eigentlich gibt es da nichts zu lachen«, sagte er.

»Aber auch nichts zu weinen«, meinte Michel.

»Was soll nun aus euch werden?«

»Beschäftigen wir uns nicht mit mir«, antwortete Quinsonnas, »sondern mit dem Jungen.«

»Und vor allem«, entgegnete der junge Mann, »sprechen wir doch so, als ob ich gar nicht da wäre.«

»Die Lage schaut folgendermaßen aus«, fuhr Quinsonnas fort. »Da er ein Bursche ist, der weder Finanzier noch Geschäftsmann, noch Industrieller werden kann, wie soll er sich also in dieser Welt durchschlagen?«

»Genau diese Frage muß gelöst werden«, antwortete der Onkel, »und sie ist

außerordentlich heikel; Sie haben bereits, Monsieur, die drei einzigen Berufe der Gegenwart genannt; und ich sehe keine anderen, außer man ist …«

»Grundbesitzer«, sagte der Pianist.

»Eben!«

»Grundbesitzer!« wiederholte Michel und lachte laut heraus.

»In Wirklichkeit macht er sich darüber lustig!« rief Quinsonnas. »Er behandelt diesen so einträglichen wie ehrenwerten Beruf mit unverzeihlichem Leichtsinn. Unglücksrabe, hast du je darüber nachgedacht, was ein Grundbesitzer ist? Es ist doch erschreckend, mein Sohn, was dieses Wort alles enthält! Wenn man bedenkt, daß ein Mensch, deinesgleichen, aus Fleisch und Blut, von einer Frau, von einer gewöhnlichen Sterblichen geboren, einen gewissen Teil der Erdkugel besitzt! Daß dieser Teil der Erdkugel ihm persönlich gehört, wie sein Kopf, und mitunter sogar noch mehr! Daß niemand, nicht einmal Gott, ihm diesen Teil der Erdkugel wegnehmen kann, den er auf seine Erben überträgt! Daß er diesen Teil der Erdkugel nach Lust und Laune aufbohren, umgraben oder bebauen darf! Daß die Luft, die ihn umschließt, das Wasser, das ihn durchströmt, daß alles ihm gehört! Daß er seinen Baum verbrennen, seine Bäche austrinken, sein Gras verzehren kann, wenn ihm der Sinn danach steht! Daß er sich jeden Tag sagt: an dieser Erde, die der Schöpfer am ersten Tag der Welt geschaffen hat, habe ich meinen Anteil; diese Oberfläche der Halbkugel gehört mir, mir allein, mit den sechstausend Klaftern atembarer Luft, die sich darüber erheben, und den fünfzehnhundert Meilen Erdrinde, die darunter liegen! Denn schließlich ist dieser Mensch Grundbesitzer bis in den Mittelpunkt der Erdkugel hinein, und nur sein Mitbesitzer auf der gegenüberliegenden Seite der Welt setzt ihm eine Schranke! Aber, bejammernswertes Kind, du hast offenbar nie nachgedacht, denn sonst könntest du nicht so lachen, du hast also nie ausgerechnet, daß ein Mensch, der bloß einen Hektar besitzt, wirklich und wahrhaftig einen Konus von zwanzig Milliarden Kubikmetern sein eigen nennt, der ihm gehört, ihm ganz allein, so sehr, wie ihm nur irgend etwas gehören kann!«

Quinsonnas war so wundervoll, daß man ihn hätte malen sollen! Die Gestik! Der Tonfall! Das Aussehen! Er spielte blendend; man konnte sich nicht täuschen; er war der Mann, der Eigentum unter der Sonne hatte: er besaß!

»Ach! Monsieur Quinsonnas«, rief Onkel Huguenin, »Sie sind großartig! Da bekommt man doch tatsächlich Lust, bis an sein Lebensende Grundbesitzer zu sein!«

»Nicht wahr, Monsieur Huguenin! Und dieses Kind lacht darüber!«

»Ja! Ich lache«, antwortete Michel, »denn mir wird es nie passieren, auch nur einen Kubikmeter Erde mein eigen zu nennen! Außer der Hasard …«

»Wie! Der Hasard!« schrie der Pianist. »Ein Wort, das du nicht verstehst und dennoch in den Mund nimmst!«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß Hasard von einem arabischen Wort kommt, und dieses Wort bedeutet schwierig! Nichts anderes; also gibt es in dieser Welt nur Schwierigkeiten, die gemeistert werden müssen! Und mit Ausdauer und Verstand bringt man sich durch.«

»So ist es!« antwortete Onkel Huguenin. »Nun, Michel, was hältst du davon?«

»Lieber Onkel, ich bin nicht besonders ehrgeizig, und Quinsonnas' zwanzig Milliarden scheren mich wenig!«

»Aber«, antwortete Quinsonnas, »ein Hektar Erde bringt zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Hektoliter Weizen hervor, und ein Hektoliter Weizen kann fünfundsiebzig Kilo Brot hergeben! Nahrung für ein halbes Jahr, bei einem Pfund pro Tag!«

»Ach! Sich ernähren! Sich ernähren«, rief Michel, »immer das gleiche Lied.«

»Ja! Mein Sohn, das Lied vom Brot, das oft mit einer traurigen Melodie gesungen wird.«

»Nun gut, Michel«, fragte Onkel Huguenin, »was willst du denn machen?«

»Wenn ich vollkommen frei wäre, lieber Onkel«, antwortete der junge Mann, »dann würde ich gern jene Definition vom Glück in die Praxis umsetzen, die ich irgendwo einmal gelesen habe und die vier Bedingungen enthält.«

»Und welche sind das, ohne allzu neugierig sein zu wollen?« fragte Quinsonnas.

»Ein Leben an der frischen Luft«, antwortete Michel, »die Liebe einer Frau, der Verzicht auf jeglichen Ehrgeiz und etwas schönes Neues, das man schafft.«

»Wenn das so ist«, rief der Pianist und lachte, »dann hat Michel ja bereits die Hälfte des Programms verwirklicht.«

»Wie das?« fragte Onkel Huguenin.

»Das Leben an der frischen Luft? Er wurde auf die Straße gesetzt!«

»Richtig«, meinte der Onkel.

»Die Liebe einer Frau …?«

»Reden wir nicht davon«, sagte Michel und wurde rot.

»Gut«, meinte Monsieur Huguenin mit spöttischer Miene.

»Was die beiden anderen Bedingungen angeht«, fuhr Quinsonnas fort, »so ist es schon schwieriger! Ich halte ihn für ehrgeizig genug, um nicht völlig auf jeglichen Ehrgeiz zu verzichten …«

»Aber etwas schönes Neues zu schaffen«, rief Michel, während er vor Begeisterung aufsprang.

»Der Kerl ist sogar dazu imstande«, entgegnete Quinsonnas.

»Armes Kind«, meinte der Onkel mit trauriger Stimme.

»Lieber Onkel …«

»Du weißt nichts vom Leben, und ein ganzes Leben lang muß man zu leben lernen, hat Seneca gesagt; ich beschwöre dich, gib dich nicht törichten Hoffnungen hin und nimm die Hindernisse ernst!«

»Tatsächlich«, fuhr der Pianist fort, »geht in dieser Welt nicht alles von alleine; man muß wie in der Mechanik die Einflüsse der Umgebung und die Reibungen einkalkulieren! Reibung mit den Freunden, den Feinden, den Aufdringlingen, den Rivalen! Einfluß der Frauen, der Familie, der Gesellschaft; ein guter Ingenieur muß alles berücksichtigen!«

»Monsieur Quinsonnas hat recht«, erwiderte Onkel Huguenin, »aber sprechen wir es deutlicher aus, Michel; bisher war dir in der Finanz kein Erfolg beschieden.«

»Deshalb wünsche ich ja auch, ein wenig meinen Neigungen und meinen Fähigkeiten zu folgen!«

»Deinen Fähigkeiten!« rief der Pianist. »Nun, in diesem Moment bietest du mir den traurigen Anblick eines Dichters, der Hungers stirbt und dennoch Hoffnungen nährt!«

»Dieser Teufelskerl Quinsonnas«, antwortete Michel, »hat eine spaßige Art, die Dinge zu sehen!«

»Ich spaße nicht, ich argumentiere! Du willst Künstler sein in einer Zeit, in der die Kunst gestorben ist!«

»Oho! Gestorben!«

»Gestorben! Beerdigt, mit Grabinschrift und Totenurne. Ein Beispiel: bist du Maler? Nun, die Malerei existiert nicht mehr; es gibt keine Bilder mehr, nicht einmal im Louvre; im vergangenen Jahrhundert wurden sie mit so viel Sachkenntnis restauriert, daß sie nun abblättern; die *Heilige Familie* von Raffael besteht nur noch aus einem Arm der Jungfrau und einem Auge des heiligen Johannes; das ist nicht gerade viel; die *Hochzeit von Kana* zeigt dir einen luftigen Bogen, der auf einer fliegenden Viola spielt; das genügt nicht! Tizian, Correggio, Giorgione, Leonardo, Murillo, Rubens, und wie sie alle heißen mögen, haben eine Hautkrankheit, die sie sich im Umgang mit ihren Ärzten geholt haben, und sie sterben daran; wir haben nur noch ungreifbare Schatten, unbestimmte Linien, zerfressene, schwarz gewordene und ineinandergeronnene Farben in prächtigen Rahmen! Man hat die Bilder verkommen lassen und die Maler mit ihnen; denn seit fünfzig Jahren hat es keine Ausstellung mehr gegeben. Und das ist ein Glück!«

»Ein Glück?« sagte Monsieur Huguenin.

»Ohne jeden Zweifel, denn bereits im letzten Jahrhundert hat der Realismus so sehr um sich gegriffen, daß man es nicht länger ertragen konnte! Es wird sogar erzählt, daß sich ein gewisser Courbet während einer der letzten Ausstellungen mit dem Gesicht zur Wand bei einer der gesündesten, aber unelegantesten Handlungen des Lebens selbst zur Schau stellte! Das hätte sogar die Vögel des Zeuxis in die Flucht geschlagen.«

»Abscheulich«, meinte der Onkel.

»Schließlich«, antwortete Quinsonnas, »kam er aus der Auvergne. Im 20. Jahrhundert gibt es also keine Malerei mehr und keine Maler. Gibt es wenigstens noch Bildhauer? Ebensowenig, seit man mitten im Hof des Louvre die Muse der Industrie aufgestellt hat: eine feiste Megäre, die auf einer Maschinenwalze hockt, einen Viadukt auf ihren Knien hält, mit einer Hand pumpt, sich mit der anderen Luft zufächelt, eine Kette aus kleinen Lokomotiven um den Hals und im Haarknoten einen Blitzableiter!«

»Wahrhaftig! Dieses Meisterwerk werde ich mir anschauen«, sagte Monsieur Huguenin.

»Es lohnt sich«, antwortete Quinsonnas. »Also auch keine Bildhauer mehr! Gibt es denn Musiker? Meine Meinung zu diesem Thema kennst du, Michel! Willst du dich der Literatur widmen? Wer liest denn Romane, nicht einmal diejenigen, die sie schreiben, wenn ich nach ihrem Stil urteile! Nein! All das ist

vorbei, vergangen, dahingegangen!«

»Aber schließlich«, antwortete Michel, »gibt es neben den Künsten doch auch die mit ihnen verwandten Berufe!«

»Ach, ja! Früher einmal, da konnte man Journalist werden, zugegeben; das war gut in einer Zeit, in der es noch ein Bürgertum gab, das an die Zeitungen glaubte und Politik machte! Aber wer befaßt sich noch mit Politik? Im Ausland? Nein! Der Krieg ist unmöglich geworden und die Diplomatie aus der Mode gekommen! Im Inland? Vollkommene Ruhe! Es gibt in Frankreich keine Parteien mehr: Die Orleanisten treiben Handel, und die Republikaner stecken in der Industrie; man zählt gerade noch ein paar Legitimisten, die sich den Bourbonen von Neapel angeschlossen haben und eine kleine Gazette unterhalten, in der sie schmachten können! Die Regierung macht ihre Geschäfte wie ein guter Kaufmann und zahlt regelmäßig ihre Wechsel; man glaubt sogar, daß sie dieses Jahr eine Dividende ausschütten wird! Die Wahlen reißen niemanden mehr mit; die Abgeordnetensöhne folgen auf die Abgeordnetenväter und üben in aller Ruhe ihr Handwerk als Gesetzgeber aus, ohne dabei viel Lärm zu machen, wie brave Kinder, die in ihrem Zimmer arbeiten! Man könnte wirklich meinen, *Kandidat* komme von dem Wort *candide*[1]! Wenn die Dinge so liegen, wozu soll dann der Journalismus noch gut sein? Zu nichts!«

»Das alles ist leider Gottes wahr«, antwortete Onkel Huguenin, »der Journalismus hat seine Zeit abgesessen.«

»Ja! Wie ein aus Fontevrault oder aus Melun entlassener Sträfling; und er wird nicht noch einmal anfangen. Vor hundert Jahren wurde Mißbrauch mit ihm getrieben, und wir erdulden die Strafe; damals las fast niemand, aber jeder schrieb; um 1900 belief sich in Frankreich die Anzahl der Zeitungen, politisch oder nicht, illustriert oder nicht, auf sechzigtausend; um die Landbevölkerung zu bilden, hat man sie in allen Dialekten abgefaßt, in Pikardisch, Baskisch, Bretonisch, Arabisch! Ja, meine Herren, es gab eine arabische Zeitung, den *Wachposten der Sahara,* und die Spaßvögel jener Tage nannten sie *ein Höckerblatt!* Nun, diese ausufernde Zeitungssucht hat bald zum Tod des Journalismus geführt, und zwar aus dem einfachen Grund, daß es mehr Autoren gab als Leser!«

»In jener Zeit«, antwortete Onkel Huguenin, »gab es auch das kleine Blättchen, mit dem man sich mehr schlecht als recht über Wasser hielt.«

»Gewiß«, entgegnete Quinsonnas, »aber mit all seinen guten Eigenschaften

erging es ihm wie der Stute Rolands; die Burschen, von denen diese Blättchen verfaßt wurden, haben den Scharfsinn dermaßen ausgebeutet, daß die Mine bald erschöpft war; kein Mensch von denen, die damals noch lasen, verstand mehr etwas; übrigens haben diese liebenswerten Schriftsteller einander schließlich mehr oder weniger umgebracht, denn niemals war der Verbrauch an Ohrfeigen und Stockhieben größer; man mußte einen breiten Rücken haben und runde Wangen, um all dem gewachsen zu sein. Die Maßlosigkeit zog die Katastrophe nach sich, und der kleine Journalismus fiel wie der große dem Vergessen anheim.«

»Aber«, fragte Michel, »gab es nicht auch die Kritik, die ihr Personal recht gut ernährte?«

»Das will ich wohl meinen!« antwortete Quinsonnas. »Sie hatte ihre Fürsten! Es gab Leute unter ihnen, die reichlich Talent besaßen und es reichlich verkauften! Man mußte bei den hohen Herren antichambrieren, und einige von ihnen verschmähten es nicht, Tarife für ihre Lobreden festzusetzen, man zahlte und zahlte, bis ein unerwartetes Ereignis die Hohenpriester des Verrisses endgültig ausrottete.«

»Und welches Ereignis?« fragte Michel.

»Die Anwendung eines bestimmten Gesetzesartikels in großem Maßstab. Da jede Person, die in einem Artikel genannt wurde, das Recht hatte, an derselben Stelle und mit derselben Anzahl von Zeilen zu antworten, begannen die Autoren von Theaterstücken, Romanen, philosophischen Werken oder Geschichtsbüchern, ihren Kritikern massenhaft Paroli zu bieten; jeder hatte Anrecht auf soundso viele Wörter und nutzte sein Recht; die Zeitungen wollten zunächst Widerstand leisten, es kam zum Prozeß; sie verloren; um den Einsprüchen nachzukommen, vergrößerten sie ihr Format; doch die Erfinder irgendwelcher Maschinen mischten sich ein; man konnte über nichts sprechen, ohne nicht sogleich eine Antwort zu provozieren, die gedruckt werden mußte; und es wurde ein solcher Mißbrauch getrieben, daß letztendlich die Kritik tot auf der Strecke blieb. Mit ihr verschwand diese letzte Einnahmequelle, die der Journalismus darstellte.«

»Aber was soll man dann tun?« sagte Onkel Huguenin.

»Was tun? Das ist immer die Frage, außer man ist Arzt, wenn man mit Industrie, Handel und Finanz nichts zu schaffen haben will! Und selbst dann, der Teufel soll mich holen! Ich glaube, die Krankheiten nutzen sich ab, und wenn die Fakultät keine neuen züchtet, dann steht sie bald ohne Arbeit da! Ich verliere

kein Wort über die Advokatur; man führt keinen Rechtsstreit mehr, man schließt einen Vergleich; eine schlechte Einigung wird einem guten Prozeß vorgezogen; das geht schneller und ist kaufmännischer!«

»Ich denke gerade an etwas«, sagte der Onkel, »es gibt doch noch die Börsenblätter!«

»Ja«, antwortete Quinsonnas; »aber würde Michel sich denn auf so etwas einlassen wollen: Börsenberichterstatter werden, die Livree eines Casmodage oder eines Boutardin tragen, unselige Satzperioden über Fett, Raps oder die drei Prozent drechseln, sich jeden Tag in flagranti bei einem Fehler ertappen lassen, die Ereignisse mit aller Dreistigkeit prophezeien – ausgehend von dem Grundsatz, daß der Prophet, wenn sich die Prophezeiung nicht erfüllt, in Vergessenheit gerät, und daß er, wenn sie sich erfüllt, lauthals mit seinem Scharfblick prahlen wird – und schließlich Konkurrenzgesellschaften gegen bares Geld zum größten Nutzen eines Bankiers vernichten, was noch minderwertiger ist, als seine Büroräume zu schrubben! Wird Michel in all das einwilligen?«

»Nein! Bestimmt nicht!«

»Dann sehe ich nur mehr eine Stelle bei der Regierung, also Beamter zu werden; es gibt in Frankreich zehn Millionen Beamte; rechne dir deine Aufstiegschancen aus und stell dich hinten an!«

»Ehrlich gesagt«, meinte der Onkel, »das wäre vielleicht das Vernünftigste.«

»Vernünftig, aber hoffnungslos«, entgegnete der junge Mann.

»Also, Michel?«

»Bei seiner Durchsicht der ernährenden Berufe«, antwortete dieser, »hat Quinsonnas immerhin einen vergessen.«

»Und welchen«, fragte der Pianist.

»Bühnenautor.«

»Aha! Du willst zum Theater?«

»Warum nicht? Kann einen das Theater denn nicht ernähren, um deine gräßliche Sprache zu verwenden?«

»Fürwahr, Michel«, antwortete Quinsonnas, »statt daß ich dir sage, was ich davon halte, solltest du lieber selbst hineinschnuppern. Ich werde dir zu einem Empfehlungsschreiben an den Direktor des *Dramatischen*

Depots verhelfen; und dann kannst du es ausprobieren!«

»Wann denn?«

»Gleich morgen.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

»Ist das ernst gemeint?« fragte Onkel Huguenin.

»Ganz ernst«, antwortete Quinsonnas; »es kann immerhin sein, daß er es schafft; auf jeden Fall ist es, in sechs Monaten genau wie jetzt, noch früh genug, in den Staatsdienst zu treten.«

»Nun gut, Michel, wir werden dir auf die Finger schauen. Aber Sie, Monsieur Quinsonnas, Sie teilen ja das Unglück dieses Jungen. Gestatten Sie mir zu fragen, was Sie zu tun gedenken?«

»Oh! Monsieur Huguenin«, antwortete der Pianist, »machen Sie sich keine Sorgen um mich. Michel weiß, daß ich einen großen Plan verfolge.«

»Ja«, erwiderte der junge Mann, »er will sein Jahrhundert in Erstaunen versetzen.«

»Ihr Jahrhundert in Erstaunen versetzen.«

»So lautet das edle Ziel meines Lebens; ich glaube, meine Sache ist unter Dach und Fach, und für’s erste will ich sie im Ausland erproben! Denn dort wird, wie Sie wissen, der große Ruhm begründet!«

»Du gehst fort«, sagte Michel.

»In ein paar Monaten«, antwortete Quinsonnas, »aber ich werde schnell zurückkommen.«

»Viel Glück«, sagte Onkel Huguenin und streckte Quinsonnas, der sich erhob, die Hand entgegen, »ich danke Ihnen für die Freundschaft, die Sie Michel entgegenbringen.«

»Wenn der Junge mitkommen will«, antwortete der Pianist, »dann besorge ich ihm sogleich sein Empfehlungsschreiben.«

»Mit Vergnügen«, meinte der junge Mann. »Adieu, mein lieber Onkel.«

»Adieu, mein Sohn.«

»Auf Wiedersehen, Monsieur Huguenin«, sagte der Pianist.

»Auf Wiedersehen, Monsieur Quinsonnas«, sagte der gute Alte, »und möge das Glück Ihnen lächeln.«

»Lächeln«, antwortete Quinsonnas; »mehr als das, Monsieur Huguenin, ich will, daß es mir laut ins Gesicht lacht.«

Fußnoten

1 Harmlos, einfältig, naiv.

Vierzehntes Kapitel

Das Große Dramatische Depot

In jener Zeit, in der alles zentralisiert wurde, das Denken genauso wie die mechanische Kraft, lag es natürlich nahe, ein *Dramatisches Depot* zu schaffen; praktische und geschäftige Männer wurden vorstellig und bekamen im Jahre 1903 das Recht zur Gründung dieser bedeutenden Gesellschaft zugesprochen.

Doch zwanzig Jahre später ging sie in die Hände der Regierung über und wurde einem Generaldirektor und Staatsrat unterstellt.

Die fünfzig Theater der Hauptstadt versorgten sich hier mit Stücken aller Art; einige waren vorfabriziert, andere wurden auf Bestellung angefertigt, dieses einem bestimmten Schauspieler zuliebe, jenes gemäß einer bestimmten Idee.

Angesichts dieser neuen Sachlage verschwand die Zensur naturgemäß, und ihre emblematischen Scheren rosteten in den hintersten Schubladen vor sich hin; sie waren übrigens durch den starken Gebrauch ziemlich schartig geworden, die Regierung sparte sich jedoch die Ausgabe, sie schleifen zu lassen.

Die Direktoren der Theater in Paris und in der Provinz waren Staatsbeamte, wurden je nach Alter und Verdiensten besoldet, pensioniert, in den Ruhestand versetzt und mit Orden ausgezeichnet.

Die Schauspieler bezogen Geld aus der Staatskasse, ohne bereits Angestellte der Regierung zu sein; die Vorurteile früherer Zeiten ihnen gegenüber schwanden von Tag zu Tag, und ihr Metier zählte zu den angesehenen Berufen; man führte sie mehr und mehr in die Salonstücke ein; sie teilten sich mit den geladenen Gästen die Rollen und gehörten schließlich selbst zur guten Gesellschaft; da gab es vornehme Damen, die vornehmen Schauspielerinnen das Stichwort gaben und in manchen Rollen zu ihnen sagten:

»Ihr Wert ist höher als meiner, Madame, die Tugend leuchtet auf Ihrer Stirn; ich! ich bin nur eine elende Kurtisane …«

Und andere Liebenswürdigkeiten.

Es gab sogar einen wohlhabenden Gesellschafter der Comédie-Française, der in seinem Haus von den Söhnen aus bester Familie intime Stücke aufführen ließ.

Das alles verschaffte dem Beruf des Schauspielers eine besondere Geltung.

Die Gründung des *Großen Dramatischen Depots* brachte den lärmenden Verein der Autoren zum Verschwinden; die Angestellten der Gesellschaft bezogen ihre, übrigens ziemlich hohen, monatlichen Gehälter, und der Staat kassierte die Einnahmen.

Auf diese Weise war ihm die oberste Leitung der dramatischen Literatur unterstellt. Wenn das *Große Depot* auch keine Meisterstücke hervorbrachte, so belustigte es doch zumindest die gefügigen Volksscharen durch friedliche Werke; die alten Autoren wurden nicht mehr aufgeführt; zuweilen und nur ausnahmsweise wurde ein Molière im Palais-Royal gespielt, mit Couplets und Possen der Herren Komödianten; doch Hugo, Dumas, Ponsard, Augier, Scribe, Sardou, Barrière, Meurice, Vacquerie waren zuhauf entfernt worden; sie hatten einst ihr Talent ein wenig mißbraucht, um das Jahrhundert mitzureißen; in einer wohlorganisierten Gesellschaft darf das Jahrhundert aber höchstens dahinschreiten, nicht laufen; und dieses Gespann hatte Beine und Lungen wie ein Hirsch, was eine gewisse Gefahr in sich barg.

Alles verlief nun also in geregelten Bahnen, wie es sich für zivilisierte Leute gehört; die beamteten Autoren lebten gut und arbeiteten nicht bis zur Erschöpfung; keine Dichter-Bohemiens mehr, keine notleidenden Genies, die ewig gegen die Ordnung der Dinge aufzubegehren schienen; hätte man also über diese Organisation klagen können, welche die Persönlichkeit der Menschen vernichtete und dem Publikum die für seine Bedürfnisse notwendige Menge Literatur lieferte?

Hin und wieder versuchte ein armer Teufel, der in seinem Innersten das heilige Feuer spürte, den Durchbruch zu schaffen; aber die Theater waren ihm wegen ihrer Verträge mit dem *Großen Dramatischen Depot* verschlossen; der unverstandene Dichter veröffentlichte also auf eigene Kosten irgendeine schöne Komödie, die niemand las, und sie wurde die Beute jener kleinen Lebewesen aus der Gattung der Entomozoen, welche die Gebildetsten ihrer Zeit gewesen sein müssen, falls sie alles lasen, was man ihnen zu fressen gab.

So lenkte auch Michel Dufrénoy, das Empfehlungsschreiben in der Hand, seine Schritte zum *Großen Depot,* welches per Erlaß als gemeinnützige Einrichtung anerkannt war.

Die Büroräume der Gesellschaft lagen in der Rue Neuve-Palestro, und waren in einer alten, aufgelassenen Kaserne untergebracht.

Michel wurde zum Direktor vorgelassen.

Dieser war ein Mann von größter Ernsthaftigkeit, ganz und gar durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Ämter; er lachte niemals, auch bei den gelungensten Aussprüchen in seinen Vaudevilles verzog er keine Miene; deshalb bezeichnete man ihn als bombensicher; seine Angestellten warfen ihm vor, er habe einen etwas militärischen Führungsstil; aber er hatte mit so vielen Leuten zu tun! Mit Lustspieldichtern, Dramatikern, Verfassern von Vaudevilles, Librettisten, ohne die zweihundert Beamten aus dem Abschreibbüro und die Schar der Claqueure mitzuzählen.

Denn diese wurden den Theatern von der Geschäftsleitung je nach Art der aufgeführten Stücke mitgeliefert; diese überaus disziplinierten Herren studierten bei gelehrten Professoren die heikle Kunst des Beifallklatschens und die Palette der feinen Unterschiede.

Michel überreichte ihm Quinsonnas' Brief. Der Direktor las ihn von oben herab und sagte:

»Monsieur, Ihr Förderer ist mir wohlbekannt, und ich wäre entzückt, ihm in dieser Angelegenheit einen Gefallen zu erweisen; er spricht von Ihren literarischen Fähigkeiten.«

»Monsieur«, antwortete der junge Mann bescheiden, »ich habe noch nichts geschaffen.«

»Um so besser, das ist in unseren Augen ein Befähigungsnachweis«, antwortete der Direktor.

»Aber ich habe ein paar neue Ideen.«

»Nicht nötig, Monsieur, auf Neuheiten legen wir keinerlei Wert; hier muß jede Persönlichkeit verschwinden; Sie werden mit einem riesigen Ensemble verschmelzen müssen, das mittelmäßige Werke hervorbringt. Allein, ich kann Ihretwegen die bestehenden Vorschriften nicht umgehen; Sie werden eine Prüfung ablegen müssen, um aufgenommen zu werden.«

»Eine Prüfung«, sagte Michel erstaunt.

»Ja. Eine schriftliche Arbeit.«

»Gut, Monsieur, ich stehe zu Ihrer Verfügung.«

»Glauben Sie denn, schon heute bereit zu sein?«

»Wann Sie es wünschen, Herr Direktor.«

»Also sofort.«

Der Direktor erteilte entsprechende Anweisungen, und bald wurde Michel mit Feder, Papier, Tinte und einem Thema in ein Zimmer gesetzt. Dann ließ man ihn allein!

Er war nicht wenig erstaunt! Denn er hatte damit gerechnet, ein Stück Geschichte zu behandeln, irgendein Produkt der dramatischen Kunst zusammenzufassen, irgendein Meisterwerk aus dem alten Repertoire zu untersuchen. Was für ein Kind er doch war!

Er mußte für eine vorgegebene Situation einen Knalleffekt, ein kunstgerecht aufgebautes Couplet inklusive Pointe und einen Kalauer mit Wortspielen erfinden!

Er nahm seinen Mut in beide Hände und strengte sich an, so gut er konnte.

Alles in allem war seine Arbeit schwach und unvollständig; die Fingerfertigkeit, die *Pranke,* wie man noch zu sagen pflegte, fehlte ihm, der Knalleffekt ließ zu wünschen übrig, das Couplet war zu poetisch für ein Vaudeville und der Kalauer völlig mißlungen.

Dank seinem Förderer wurde er dennoch mit einem Gehalt von achtzehnhundert Franc aufgenommen; und da sein Knalleffekt der am wenigsten schwache Teil seiner Prüfung gewesen war, wurde er in der Abteilung Komödie untergebracht.

Das *Große Dramatische Depot* besaß eine ganz wundervolle Organisation.

Es bestand aus fünf großen Abteilungen:

1. anspruchsvolle Komödie und Genrestück.

2. Vaudeville im eigentlichen Sinn.

3. historisches und modernes Schauspiel.

4. Oper und Opera buffa.

5. Revue, Märchendrama und offizielles Gelegenheitsstück.

Die Tragödie war und blieb verbannt.

Jede Abteilung besaß fachmännische Angestellte; ihre Nomenklatur wird nach und nach die Arbeitsweise dieser bedeutenden Einrichtung erklären, in der alles geplant, angeordnet, vorgeschrieben war.

In sechsunddreißig Stunden konnte ein Genrestück oder eine Revue zum

Jahreswechsel geliefert werden.

Michel bekam also sein Büro in der ersten Abteilung zugewiesen.

Hier saßen talentierte Angestellte, einer war zuständig für die Expositionen, ein anderer für die Auflösungen, dieser für die Abgänge, jener für die Auftritte der verschiedenen Figuren; einem unterstand das Büro für volltönende Reime, wenn unbedingt Verse gewünscht wurden, einem anderen das Fachgebiet der geläufigen Reime für einfache Handlungsdialoge.

Es gab auch eine Sondergruppe von Beamten, unter denen Michel Platz nehmen durfte; diese übrigens sehr tüchtigen Angestellten hatten zur Aufgabe, die Stücke der vorigen Jahrhunderte zu überarbeiten, entweder indem sie diese ganz einfach abschrieben, oder indem sie die Rollen umkehrten.

Auf diese Weise hatte die Geschäftsleitung gerade erst im Théâtre du Gymnase mit der geistreich umgekehrten *Halbwelt* einen ungeheuren Erfolg verbucht; aus der Baronesse d’Ange war eine junge, naive Frau ohne jede Erfahrung geworden, die de Nanjac beinahe in die Falle gegangen wäre; ohne ihre Freundin, Madame de Jalin, eine ehemalige Geliebte des besagten Nanjac, wäre der Schachzug gelungen; die *Aprikosenszene* sowie die Darstellung jener Welt verheirateter Männer, deren Frauen man nie zu Gesicht bekam, setzte die Zuschauer in Begeisterung.

Auch *Gabrielle* war überarbeitet worden, denn es lag im Interesse der Regierung, die Anwaltsfrauen bei ich weiß nicht mehr genau welcher Gelegenheit schonend zu behandeln. Julien war gerade im Begriff, sich mit seiner Geliebten aus dem ehelichen Heim davonzustehlen, als Gabrielle, seine Frau, ihm entgegentrat; und daselbst malte sie ihm ein solches Bild von der Untreue, wie er durch die Felder irren, schlechten Rotwein trinken und in feuchten Bettüchern schlafen würde, daß er von seiner Schandtat aufgrund erhabener moralischer Einsichten Abstand nahm und zum Schluß sagte:

»Oh! Hausmutter! Oh! Poetin! Ich liebe dich!«

Dieses Stück mit dem Titel *Julien* wurde sogar von der Akademie ausgezeichnet.

Je weiter Michel in die Geheimnisse dieser bedeutenden Einrichtung vordrang, um so niedergeschlagener fühlte er sich; doch mußte er sich sein Gehalt verdienen, und bald wurde ihm eine wichtige Arbeit übertragen.

Er sollte *Unsere besten Freunde* von Sardou überarbeiten.

Der arme Kerl schwitzte Blut und Wasser; natürlich sah er das Stück zwischen Madame Caussade und ihren mißgünstigen, egoistischen und liederlichen Freundinnen vor sich; gewiß konnte man notfalls Doktor Tholozan durch eine Hebamme ersetzen, und in der Vergewaltigungsszene würde Madame Maurice sicherlich die Klingelschnur von Madame Caussade herunterreißen! Aber die Auflösung! Die unmögliche Auflösung! Auch wenn Michel sich noch so sehr den Kopf zerbrach, niemals würde es ihm gelingen, Madame Caussade von jenem berühmten Fuchs töten zu lassen!

Er war also gezwungen, aufzugeben und seine Ohnmacht einzugestehen!

Als der Direktor von diesem Ergebnis erfuhr, war er ziemlich enttäuscht, und man beschloß, es mit dem jungen Mann beim Schauspiel zu versuchen; vielleicht würde er dort etwas beitragen können!

Zwei Wochen, nachdem Michel Dufrénoy beim *Großen Dramatischen Depot* angefangen hatte, wechselte er von der Abteilung Komödie zur Abteilung Schauspiel.

Diese umfaßte das große historische Schauspiel und das moderne Schauspiel:

Das erste bestand aus zwei völlig unterschiedlichen historischen Abteilungen: einer, in der die wirkliche, ernstzunehmende Geschichte Wort für Wort bei den guten Autoren abgeschrieben wurde; und einer anderen, in der die Geschichte auf schändlichste Weise verdreht und entstellt wurde, getreu dem Grundsatz eines großen Dramatikers aus dem 19. Jahrhundert:

Man muß die Geschichte vergewaltigen, um ihr ein Kind zu machen.

Und man machte ihr eines nach dem anderen, die allesamt keinerlei Ähnlichkeit mit ihrer Mutter hatten!

Die wichtigsten Fachleute beim historischen Schauspiel waren die Beamten, die für die Knalleffekte und vor allem für die vierten Akte verantwortlich waren; man lieferte ihnen das allenfalls grob behauene Werk, und sie hackten verbissen daran herum; der für die große Tirade, auch Tirade *der vornehmen Damen* genannt, zuständige Angestellte hatte ebenfalls eine gehobene Position in der Geschäftsleitung inne.

Das moderne Schauspiel umfaßte das Schauspiel im schwarzen Frack und das Schauspiel im Arbeitskittel; zuweilen verschmolzen diese beiden Gattungen miteinander, aber die Geschäftsleitung sah diese Mesalliance nicht gerne; das warf die Gewohnheiten der Angestellten über den Haufen, und nur allzu leicht konnte es geschehen, daß sie einem Stutzer die Ausdrucksweise eines Halunken

in den Mund legten. Das jedoch bedeutete einen Übergriff auf das Spezialgebiet des Konservatoriums für Gaunersprache.

Man zählte eine gewisse Anzahl von Angestellten für Meuchelmord, Totschlag, Giftmischerei und Vergewaltigung; unter diesen letzten war einer, der seinesgleichen suchte, wenn es darum ging, den Vorhang im richtigen Augenblick fallen zu lassen; eine Sekunde Verspätung, und der Schauspieler oder die Schauspielerin lief Gefahr, ernsthaft in Verlegenheit zu geraten.

Dieser Beamte, übrigens ein rechtschaffener Kerl von fünfzig Jahren, Familienvater, ehrbar und geehrt, mit ungefähr zwanzigtausend Franc Gehalt, schrieb seit dreißig Jahren mit unvergleichlicher Fingerfertigkeit diese Vergewaltigungsszene um.

Bei seinem Eintritt in diese Abteilung wurde Michel mit der vollständigen Umarbeitung des Schauspiels *Amazampo oder die Entdeckung der Chinarinde* betraut, einem wichtigen Werk, das 1827 erschienen war.

Das war keine geringe Arbeit; es mußte ein grundlegend modernes Stück daraus werden; die Entdeckung der Chinarinde jedoch war tiefste Vergangenheit.

Die Beamten, denen diese Anpassungsarbeit anvertraut war, schwitzten Blut und Wasser, denn das Werk war in erdenklich schlechtem Zustand. Seine Effekte waren so abgenutzt, seine Fäden so vermodert, sein Gebälk so wurmstichig geworden durch den langen Aufenthalt in den Magazinen! Genausogut hätte man ein neues Stück schreiben können; aber die Anordnungen der Geschäftsleitung waren eindeutig: Die Regierung wollte dem Publikum diese wichtige Entdeckung zu einem Zeitpunkt in Erinnerung rufen, da Paris vom Wechselfieber heimgesucht wurde. Das Stück mußte also dem aktuellen Geschmack angeglichen werden.

Das Talent der Beamten siegte. Es war ein Kraftakt, aber den armen Michel traf keinerlei Verdienst an diesem Meisterwerk; nicht den kleinsten Einfall hatte er beigesteuert, hatte es nicht verstanden, die Situation zu nutzen; er war in solchen Dingen eine vollkommene Niete. Man befand, daß er unfähig sei.

Ein Bericht an den Direktor wurde verfaßt, er gereichte ihm nicht zum Vorteil, und nach einem dramatischen Monat mußte er in die dritte Abteilung versetzt werden.

»Ich tauge zu nichts«, sagte sich der junge Mann; »ich besitze weder Phantasie noch Geist! Aber was ist das auch für eine sonderbare Art, fürs Theater zu arbeiten!«

Und die Verzweiflung überwältigte ihn, während er diese Organisation verfluchte; dabei entging ihm, daß die Gemeinschaftsarbeit im 19. Jahrhundert diese ganze Einrichtung des *Großen Dramatischen Depots* bereits im Keim enthielt.

Es war eine Gemeinschaftsarbeit zur hundertsten Potenz erhoben.

Michel fiel also vom Schauspiel ins Vaudeville hinunter. Hier waren die lustigsten Männer Frankreichs versammelt; der Kommis für Couplets wetteiferte mit dem Kommis für Pointen; die Sparte für schlüpfrige Situationen und anzügliche Bemerkungen wurde von einem liebenswürdigen Burschen geleitet. Der Fachbereich für Kalauer lief wie geschmiert.

Darüber hinaus gab es ein zentrales Büro für Geistesblitze, spitze Antworten und Gedankensprünge; es erfüllte alle Nachfragen aus den fünf Abteilungen; die Geschäftsleitung gestattete die Verwendung eines komischen Ausdrucks nur dann, wenn er seit mindestens achtzehn Monaten nicht mehr gebraucht worden war; nach ihren Vorschriften arbeitete man unablässig an der Durchforstung des Wörterbuchs und vermerkte alle Sätze, Redewendungen und Wörter, die, aus ihrem alltäglichen Zusammenhang gerissen, für Überraschung sorgen konnten; bei der letzten Bestandsaufnahme der Gesellschaft legte sie in ihrem Bericht ein Kapital von fünfundsiebzigtausend Kalauern vor, ein Viertel davon vollkommen neu, und der Rest noch durchaus vorzeigbar. Für die ersteren war ein höherer Preis zu entrichten.

Dank dieser Sparsamkeit, dieser Rücklagen, dieses Einvernehmens waren die Produkte der dritten Abteilung von ausgezeichneter Qualität.

Als sich der geringe Erfolg Michels in den höheren Abteilungen herumsprach, bemühte man sich, ihm einen leichten Anteil bei der Anfertigung des Vaudevilles zu sichern; man verlangte weder von ihm, einen Einfall beizusteuern, noch einen Witz zu erfinden; man lieferte ihm die Situation, und er brauchte sie nur auszuarbeiten.

Es ging um einen Akt für das Théâtre du Palais-Royal; dieser beruhte auf einer Situation, die im Theater noch ganz neu und mit den zuverlässigsten Effekten ausgestattet war. Sterne hatte sie im Kapitel 73 des zweiten Buches von Tristram Shandy in der Episode mit Phutatorius bereits grob umrissen.

Allein der Titel des Stückes verriet seinen Grundgedanken; es nannte sich:

Knöpf doch deine Hose zu …!

Man sieht sogleich, welcher Vorteil aus der pikanten Lage eines Mannes zu

schlagen wäre, der vergessen hat, dem zwingendsten Gebot der männlichen Bekleidung zu entsprechen. Der Schreck seines Freundes, der ihn in einem Salon des noblen Faubourgs vorstellt, die Verlegenheit der Gastgeberin, und wenn man dann noch die Geschicklichkeit des Darstellers hinzufügt, bei dessen Spiel das Publikum jeden Augenblick befürchten muß, daß … und das kurzweilige Entsetzen der Frauen, die … Darin lag Stoff genug für einen Riesenerfolg![1]

Michel allerdings, der sich mit dieser so ausgefallenen Idee herumschlug, wurde von einem Anfall des Ekels gepackt, und er zerriß den Szenenentwurf, der ihm anvertraut worden war!

»O nein!« sagte er sich. »Ich bleibe keinen Augenblick länger in dieser Höhle! Lieber will ich Hungers sterben!«

Er hatte recht! Was blieb ihm denn anderes übrig? Sollte er sich etwa in die Abteilung für Oper und Opera buffa abschieben lassen? Niemals hätte er eingewilligt, die törichten Verse zu schreiben, die von den Komponisten seiner Zeit verlangt wurden!

Sollte er sich vielleicht gar bis zur Revue, bis zum Märchendrama, bis zum offiziellen Gelegenheitsstück erniedrigen?

Aber dafür mußte man vor allem Maschinist oder Maler und durfte kein Theaterdichter sein; man mußte versuchen, ein neues Bühnenbild zu finden, und nichts anderes! In dieser Gattung hatte man es mit der Physik und der Mechanik weit gebracht! Richtige Bäume, deren Wurzeln in unsichtbaren Kisten steckten, ganze Blumenbeete, echte Wälder wurden auf die Bühne geschafft und Gebäude aus Quadersteinen wurden dort erbaut! Der Ozean wurde durch wirkliches Meerwasser dargestellt, das jeden Abend vor den Zuschauern ausgegossen und am nächsten Tag erneuert wurde!

Fühlte Michel sich imstande, solche Dinge zu erfinden? Besaß er dieses gewisse Etwas, mit dem man auf die Massen einwirkt und sie zwingt, den Überfluß ihrer Taschen in die Theaterkassen zu schütten?

Nein! Hundertmal nein!

Es blieb ihm also nur eines übrig! Zu gehen.

Und das tat er auch.

Fußnoten

1 Dieses Stück wurde ein paar Monate später aufgerührt und spielte viel Geld

ein. (Anmerkung des Autors.)

Fünfzehntes Kapitel

Elend

Während all der Zeit im *Großen Dramatischen Depot,* von April bis September, fünf lange Monate voller Enttäuschungen und Ekel, hatte Michel weder seinen Onkel Huguenin noch seinen Professor Richelot vernachlässigt.

Wie viele Abende, die er zu den schönsten zählte, hatte er bei dem einen oder dem anderen verbracht; mit dem Professor sprach er über den Bibliothekar; mit dem Bibliothekar sprach er nicht über den Professor, sondern über dessen Enkelin Lucy, doch mit welchen Worten, mit welchen Gefühlen!

»Meine Augen sind ziemlich schlecht«, sagte eines Tages sein Onkel zu ihm, »aber ich glaube zu sehen, daß du sie liebst!«

»Ja, lieber Onkel, wie ein Wahnsinniger!«

»Liebe sie wie ein Wahnsinniger, aber heirate sie wie ein Weiser, sobald …«

»Sobald?« fragte Michel aufgeregt.

»Sobald du dir eine Stellung geschaffen hast; bemühe dich um ihretwillen, wenn schon nicht für dich!«

Michel antwortete nicht auf diese Worte; er verspürte eine dumpfe Wut.

»Aber wirst du denn auch von Lucy wiedergeliebt?« fragte Onkel Huguenin an einem anderen Abend.

»Das weiß ich nicht!« sagte Michel. »Wozu könnte ich auch in ihren Augen gut sein? Es gibt wirklich keinen Grund, warum sie mich lieben sollte!«

Und an jenem Abend, an dem ihm diese Frage gestellt wurde, schien Michel der unglücklichste aller Menschen zu sein.

Das junge Mädchen fragte sich jedoch keineswegs, ob dieser arme Bursche eine Stellung in der Gesellschaft besaß oder nicht! Wirklich, darüber zerbrach sie sich nicht den Kopf; sie gewöhnte sich mit der Zeit daran, Michel zu sehen, ihn zu hören, wenn er da war, auf ihn zu warten, wenn er nicht kam; die jungen

Leute plauderten über alles und nichts. Die zwei Alten ließen es geschehen. Warum sollten sie die beiden daran hindern, einander zu lieben? Diese aber sagten es einander nicht. Sie sprachen über die Zukunft. Michel wagte es nicht, die heikle Frage der Gegenwart anzuschneiden.

»Wie sehr ich Sie eines Tages lieben werde!« sagte er.

Darin lag eine Nuance, die Lucy sehr wohl spürte, eine Frage der Zeit, an die man nicht rühren durfte.

Dann gab sich der junge Mann vollkommen seiner Poesie hin; er wußte, daß er angehört, verstanden wurde, und vertraute sich ganz und gar diesem jungen Mädchen an! In ihrer Nähe war er wirklich er selbst; er schrieb jedoch keine Verse für Lucy, war nicht fähig dazu, weil er sie in der Wirklichkeit zu sehr liebte; er begriff weder die Verbindung von Liebe und Reim, noch daß man seine Gefühle den Anforderungen einer Zäsur unterwerfen konnte.

Ohne daß er sich dessen bewußt wurde, nahm seine Poesie jedoch seine teuersten Gedanken in sich auf, und wenn er Lucy irgendwelche Verse aufsagte, dann hörte Lucy ihm zu, als stammten diese von ihr selbst; sie schienen immer auf irgendeine geheime Frage zu antworten, die sie an niemanden zu stellen wagte.

Eines Abends sagte Michel, während er sie fest anschaute:

»Der Tag kommt.«

»Welcher Tag?« fragte das Mädchen.

»Der Tag, an dem ich Sie lieben werde.«

»Ah!« meinte Lucy.

Und später wiederholte er von Zeit zu Zeit:

»Der Tag rückt näher.«

Schließlich, an einem schönen Abend im August:

»Er ist da«, sagte er und nahm sie bei der Hand.

»Der Tag, an dem Sie mich lieben werden«, flüsterte das Mädchen.

»Der Tag, an dem ich Sie liebe«, antwortete Michel.

Als Onkel Huguenin und Monsieur Richelot bemerkten, daß die jungen Leute auf dieser Seite des Buches angelangt waren, sagten sie zu ihnen:

»Genug gelesen, Kinder, schließt den Band, und du, Michel, arbeite für zwei.«

Ein anderes Verlobungsfest gab es nicht.

Es ist verständlich, daß Michel in dieser Situation nichts von seinen Verdrießlichkeiten erzählte. Wenn er gefragt wurde, wie es im *Großen Dramatischen Depot* denn so ginge, antwortete er ausweichend. Es sei nicht optimal; man müsse sich eingewöhnen; aber das werde er schon schaffen.

Die Alten machten sich darüber keine weiteren Gedanken; Lucy erriet Michels Qualen und ermutigte ihn, so gut sie konnte. Aber sie tat es mit einer gewissen Zurückhaltung, denn sie fühlte sich in der ganzen Angelegenheit natürlich als Betroffene.

Wie tief war also die Mutlosigkeit, die Verzweiflung des jungen Mannes, als er sich wieder der Gnade des Schicksals ausgeliefert sah! Er durchlebte einen schrecklichen Augenblick, in dem sich das Leben in seiner wirklichen Gestalt zeigte, mit seiner Mühsal, seinen Enttäuschungen, seiner Ironie. Er fühlte sich ärmer, nutzloser, ausgestoßener als je zuvor.

»Was habe ich bloß auf dieser Welt zu suchen«, sagte er sich, »niemand hat mich eingeladen! Es ist besser, ich gehe!«

Der Gedanke an Lucy hielt ihn zurück.

Er lief zu Quinsonnas; dieser packte gerade seinen Koffer, einen kleinen Koffer, den eine Reisetasche von oben herab betrachtet hätte.

Michel berichtete von seinem Abenteuer.

»Das erstaunt mich nicht«, antwortete Quinsonnas; »du bist nicht für die Gemeinschaftsarbeit im großen Stil gebaut. Was wirst du tun?«

»Allein arbeiten.«

»Aha!« antwortete der Pianist. »Du hast also Mut?«

»Das werden wir noch sehen. Aber wohin gehst du, Quinsonnas?«

»Ich verreise.«

»Du gehst weg aus Paris?«

»Ja, und ich tue noch etwas Besseres. Denn nicht in Frankreich werden die französischen Berühmtheiten gemacht; man importiert ein ausländisches Produkt; ich werde mich importieren lassen.«

»Aber wo gehst du hin?«

»Nach Deutschland; um diese Biertrinker und Pfeifenraucher in Erstaunen zu versetzen. Ich werde von mir reden machen!«

»Das ist also dein letzter Ausweg?«

»Ja! Aber sprechen wir von dir; du wirst kämpfen, das ist gut so: hast du Geld?«

»Ein paar hundert Franc.«

»Das ist wenig; nun, ich überlasse dir jedenfalls meine Wohnung; sie ist für drei Monate im voraus bezahlt.«

»Aber …«

»Ich wäre der Verlierer, wenn du sie nicht nimmst. Außerdem habe ich noch tausend Franc Ersparnisse; laß uns teilen.«

»Niemals«, antwortete Michel.

»Wie dumm du bist, mein Sohn, eigentlich müßte ich dir alles geben, und ich teile nur! Also schulde ich dir noch fünfhundert Franc.«

»Quinsonnas«, sagte Michel mit Tränen in den Augen.

»Du weinst! Gut so! Du hast recht! Das ist die passende Inszenierung für eine Abreise! Sei beruhigt! Ich komme wieder! Also dann! Laß dich umarmen!«

Michel warf sich Quinsonnas in die Arme, der sich geschworen hatte, keine Rührung zu zeigen, und der nun davonstürzte, um seinen Schwur nicht zu brechen.

Michel blieb allein zurück. Zunächst beschloß er, niemanden von seiner veränderten Lage zu unterrichten, weder seinen Onkel noch Lucys Großvater. Es war unnötig, ihnen zusätzliche Sorgen zu machen.

»Ich werde arbeiten, schreiben«, wiederholte er sich, um neue Kräfte zu sammeln; auch andere haben gekämpft, an die ein undankbares Jahrhundert nicht glauben wollte. Wir werden ja sehen!«

Am nächsten Tag ließ er sein schmales Gepäck in das Zimmer seines Freundes bringen und machte sich an die Arbeit.

Er wollte ein Buch mit vollkommen unnützen, aber vollkommen schönen Gedichten veröffentlichen, und er arbeitete ohne Unterlaß, aß fast nichts, dachte nach und träumte, und schlief nur, um wieder zu träumen.

Von der Familie Boutardin hörte er nichts mehr; er vermied es, durch die

Straßen zu gehen, die ihr gehörten, er bildete sich ein, sie wolle ihn wieder zurückholen! Sein Vormund dachte kaum an ihn; er war von einem Dummkopf befreit und war froh darüber.

Wenn er sein Zimmer verließ, dann bestand sein einziges Glück darin, Monsieur Richelot zu besuchen. Aus keinem anderen Grund ging er aus; er kam, um in der Betrachtung des jungen Mädchens neue Kräfte zu sammeln und um aus dieser unerschöpflichen Quelle der Poesie zu schöpfen! Wie sehr er liebte! Und wie sehr, soll man's gestehen, wurde er geliebt! Diese Liebe erfüllte sein Dasein, und er begriff nicht, daß man noch etwas anderes zum Leben brauchte.

Indessen wurden seine Geldmittel nach und nach knapper, doch er verlor keinen Gedanken daran.

Ein Besuch, den er Mitte Oktober dem alten Professor abstattete, bedrückte ihn sehr; Lucy sah traurig aus, und er wollte den Grund für ihre Traurigkeit erfahren.

In der *Bildungskreditbank* hatte der Unterricht wieder begonnen; die Rhetorik-Klasse war zwar nicht abgeschafft worden, aber es hatte nicht viel gefehlt; Monsieur Richelot hatte nur einen Schüler, einen einzigen! Was sollte aus dem alten, mittellosen Professor werden, wenn auch dieser nicht mehr kam! Das aber konnte von einem Tag auf den anderen eintreten, und dann würde man den alten Rhetorik-Professor verabschieden.

»Ich spreche nicht für mich«, sagte Lucy, »aber ich mache mir Sorgen um meinen armen Großvater!«

»Werde ich dann nicht da sein?« antwortete Michel.

Doch er sprach diese Worte mit so wenig Überzeugung aus, daß Lucy es nicht wagte, ihn anzublicken.

Michel spürte, wie ihm die Röte der Ohnmacht ins Gesicht stieg.

Als er allein war, sagte er sich: »Ich habe versprochen, da zu sein; könnte ich doch nur mein Versprechen halten! Los! An die Arbeit!«

Und er ging in sein Zimmer zurück.

Viele Tage verstrichen; viele schöne Gedanken reiften im Gehirn des jungen Mannes heran und nahmen unter seiner Feder eine bezaubernde Gestalt an. Endlich war sein Buch abgeschlossen, wenn ein Buch dieser Art jemals abgeschlossen ist. Er gab seiner Gedichtsammlung den Titel *Die Hoffnungen,* und man mußte schon ziemlich abgehärtet sein, um noch zu

hoffen.

Dann begann Michel, von einem Verlag zum nächsten zu laufen; es ist überflüssig, die Szene zu beschreiben, die er im voraus erwartete und die jeder seiner sinnlosen Versuche nach sich zog; kein einziger Verleger wollte sein Buch auch nur lesen; auf diese Weise verlor er sein Papier, seine Tinte und seine *Hoffnungen.*

Er kam verzweifelt zurück. Seine Ersparnisse neigten sich ihrem Ende zu; er dachte an seinen Professor; er suchte nach einer handwerklichen Arbeit; die Maschinen ersetzten überall auf lohnende Weise den Menschen; keine Geldquellen mehr; in einer anderen Epoche hätte er seine Haut an irgendeinen Sohn aus vornehmer Familie verkauft, der zu den Waffen gerufen wurde; aber diese Art von Handel gab es nicht mehr.

Der Monat Dezember kam, der Monat aller Fälligkeiten, kalt, traurig, düster, der Monat, der das Jahr beendet, ohne die Schmerzen zu beenden, dieser Monat, der für alle Wesen nahezu überflüssig ist. Das schrecklichste Wort der französischen Sprache, das Wort Elend stand auf Michels Stirn geschrieben. Seine Kleider wurden gelb und fielen langsam an ihm herunter wie die Blätter der Bäume zu Beginn des Winters, und es gab keinen Frühling, der sie später wieder nachwachsen lassen würde.

Er schämte sich vor sich selbst; seine Besuche beim Professor wurden seltener, auch die bei seinem Onkel; man sah ihm das Elend an; er redete sich auf wichtige Arbeiten hinaus, sogar auf Reisen; er hätte Mitleid erweckt, wäre das Mitleid in dieser egoistischen Zeit nicht von der Erde verbannt gewesen.

Der Winter von 1961 auf 1962 war außergewöhnlich streng; er übertraf sogar die Winter von 1789, von 1813 und 1829 durch seine Härte und seine Dauer.

In Paris setzte die Kälte am 15. November ein, und der Frost hielt ohne Unterbrechung bis zum 28. Februar an; der Schnee erreichte eine Höhe von fünfundsiebzig Zentimetern und das Eis in den Teichen und auf mehreren Flüssen eine Dicke von siebzig Zentimetern; während zwei Wochen fiel das Thermometer auf dreiundzwanzig Grad unter Null. Die Seine war zweiundvierzig Tage lang zugefroren und die Schiffahrt völlig lahmgelegt.

Diese fürchterliche Kälte herrschte in ganz Frankreich und in einem großen Teil Europas; die Rhône, die Garonne, die Loire, der Rhein waren mit Eis überzogen, die Themse bis nach Gravesend, sechs Meilen unterhalb von London, zugefroren; der Hafen von Ostende bot eine feste Oberfläche dar, über die Fuhrkarren rollen konnten, und Wagen fuhren auf dem Eis über den Großen

Belt.

Der Winter dehnte seine Unerbittlichkeit bis nach Italien aus, wo es heftige Schneefälle gab, bis nach Lissabon, wo der Frost vier Wochen andauerte, bis nach Konstantinopel, das vollkommen blockiert war.

Diese anhaltenden Temperaturen brachten großes Unheil mit sich; viele Menschen kamen durch die Kälte um; man war gezwungen, die Wachen abzuziehen; in den Straßen fielen die Leute einfach um. Die Wagen konnten nicht mehr fahren, die Eisenbahnzüge standen still; nicht nur der Schnee hinderte sie am Vorwärtskommen, sondern auch die Zugführer konnten nicht auf ihren Lokomotiven bleiben, ohne zu erfrieren.

Die Landwirtschaft wurde von dieser ungeheuren Plage besonders stark getroffen; die Weinstöcke, die Kastanien-, Feigen-und Maulbeerbäume, die Olivenbäume der Provence gingen in großer Zahl zugrunde: die Stämme spalteten sich plötzlich und in ihrer ganzen Länge; es gab nichts, bis hin zum Stechginster, bis hin zum Heidekraut, was nicht unter den Schneemassen vernichtet wurde.

Die Getreide-sowie die Heuernte war für dieses Jahr zur Gänze gefährdet.

Man kann sich vorstellen, was für ein entsetzliches Leid in den armen Bevölkerungsschichten herrschte, obwohl die Regierung Maßnahmen ergriff, um ihnen zu helfen; alle Mittel der Wissenschaft waren angesichts eines derartigen Überfalls machtlos; die Wissenschaft hatte den Blitz gezähmt, die Entfernungen abgeschafft, Zeit und Raum ihrem Willen unterworfen, die geheimsten Kräfte der Natur für alle zugänglich gemacht, die Überschwemmungen eingedämmt, die Atmosphäre unter ihre Herrschaft gebracht, doch sie vermochte nichts gegen diesen schrecklichen, unbezwingbaren Feind, die Kälte.

Die öffentliche Wohltätigkeit strengte sich ein wenig mehr an, aber immer noch zu wenig, und das Elend erreichte extreme Ausmaße.

Michel litt grausam; er hatte kein Feuer, und Brennmaterial war unerschwinglich geworden. Er heizte nicht.

Bald war es soweit, daß er seine Ernährung auf das Allernotwendigste beschränken mußte, und er begnügte sich mit den armseligsten Nahrungsmitteln.

Mehrere Wochen hindurch lebte er von einer Art Speise, die damals unter dem Namen Kartoffelkäse bekannt war, eine glatte Masse, gekocht und zerstampft; doch auch sie kostete noch acht Sou das Pfund.

Der arme Teufel mußte also Brot aus Eicheln essen, hergestellt aus dem Stärkemehl dieser luftgetrockneten Substanz; man nannte es das Brot der Armut.

Doch die unerbittlichen Zeiten ließen es auf vier Sou pro Pfund ansteigen. Das war wieder zu teuer.

Im Januar, als der Winter am kältesten wurde, war Michel gezwungen, sich von Kohlebrot zu ernähren.

Die Wissenschaft hatte die Steinkohle, die der wahre Stein der Weisen zu sein scheint, genauestens und sorgfältig untersucht; sie enthält den Diamanten, das Licht, die Wärme, das Öl und tausend andere Bestandteile, denn die unterschiedlichen Verbindungen haben siebenhundert organische Substanzen hervorgebracht. Aber sie enthält auch eine große Menge Wasserstoff und Kohlenstoff, die zwei nahrhaften Bestandteile des Getreides, ganz abgesehen von den Essenzen, die den köstlichsten Früchten Geschmack und Aroma verleihen.

Aus diesem Wasserstoff und diesem Kohlenstoff machte ein gewisser Doktor Frankland Brot, und dieses Brot wurde um zwei Centime das Pfund verkauft.

Man muß zugeben: um Hungers zu sterben, mußte man schon recht großen Ekel empfinden; denn die Wissenschaft ließ es einfach nicht zu.

Michel starb also nicht! Aber wie lebte er?

So wenig es auch sein mag, das Kohlebrot kostet immer noch etwas, und wenn man buchstäblich nicht arbeiten kann, dann finden sich auch zwei Centime nicht oft genug in einem Franc.

Bald war Michel bei seinem letzten Geldstück angelangt. Er betrachtete es eine Weile, und dann ließ er ein unheilvolles Lachen ertönen. Sein Kopf war unter der Einwirkung der Kälte wie von einem Eisenring umspannt, und sein Gehirn begann einzufrieren.

»Bei zwei Centime das Pfund«, sagte er sich, »und einem Pfund pro Tag, habe ich noch ungefähr zwei Monate Kohlebrot vor mir. Aber da ich meiner kleinen Lucy noch nie etwas geschenkt habe, werde ich ihr mit meiner letzten Zwanzig-Sou-Münze den ersten Blumenstrauß kaufen.«

Und wie ein Wahnsinniger stürzte der Unglückliche auf die Straße hinaus.

Das Thermometer zeigte zwanzig Grad unter Null.

Sechzehntes Kapitel

Der Dämon der Elektrizität

Michel ging durch die stillen Straßen; der Schnee dämpfte die Schritte der seltenen Fußgänger; Fahrzeuge fuhren keine mehr; es war Nacht.

»Wie spät ist es?« fragte sich der junge Mann.

»Sechs Uhr«, antwortete ihm die Turmuhr vom Krankenhaus Saint-Louis.

»Eine Uhr, die nur dazu dient, das Leiden zu messen«, dachte er.

Er setzte seinen Weg fort, beherrscht von seiner fixen Idee: er dachte an Lucy; doch zuweilen entglitt das junge Mädchen seinen Gedanken, auch wenn er sich dagegen wehrte; seiner Vorstellungskraft gelang es nicht, sie festzuhalten; er hatte Hunger, ohne sich dessen wirklich bewußt zu sein. Eine Frage der Gewohnheit.

Der Himmel erstrahlte in dieser grimmigen Kälte mit unvergleichlicher Reinheit; der Blick verlor sich in den funkelnden Gestirnen; ohne es recht zu bemerken, starrte Michel auf die drei Könige, die am östlichen Horizont in der Mitte des herrlichen Orion aufgingen.

Es ist weit von der Rue Grange-aux-Belles bis zur Rue des Fourneaux; man muß fast das ganze alte Paris durchqueren. Michel nahm den kürzesten Weg, erreichte die Rue du Faubourg-du-Temple, dann ging er auf geradem Wege durch die Rue de Turbigo vom Château d’Eau zu den Halles Centrales.

Von dort war er in wenigen Minuten am Palais-Royal und betrat die Galerien durch den wundervollen Eingang am Ende der Rue Vivienne.

Der Garten war dunkel und verlassen; ein riesiger weißer Teppich bedeckte ihn zur Gänze, ohne den geringsten Fleck, ohne den geringsten Schatten.

»Es wäre schade, darüberzugehen«, sagte sich Michel.

Er dachte keinen Augenblick daran, daß es vor allem eiskalt sein würde.

Am Ende der Galerie de Valois erspähte er ein strahlend hell erleuchtetes Blumengeschäft; er ging hinein und stand plötzlich mitten in einem richtigen Wintergarten. Ausgefallene Pflanzen, grüne Sträucher, frisch aufgeblühte Sträuße, nichts fehlte.

Das Aussehen des armen Schluckers war nicht gerade einnehmend; der Direktor des Etablissements verstand nicht, was die Anwesenheit dieses schlechtgekleideten Jungen in seinem Blumengarten zu bedeuten hatte. Sie paßten nicht zusammen. Michel verstand die Situation.

»Was wollen Sie?« fragte ihn eine schroffe Stimme.

»Blumen, die Sie mir für zwanzig Sou geben können.«

»Für zwanzig Sou!« rief der Händler mit höchster Herablassung. »Noch dazu im Dezember!«

»Nur eine Blume«, antwortete Michel.

»Also gut! Geben wir ihm ein Almosen«, sagte sich der Händler.

Und er reichte dem jungen Mann einen halb verwelkten Veilchenstrauß. Doch er nahm die zwanzig Sou.

Michel ging hinaus. Er verspürte ein seltsames Gefühl ironischer Genugtuung, nachdem er nun sein letztes Geld ausgegeben hatte.

»Jetzt habe ich also keinen einzigen Sou mehr«, rief er, aber während seine Lippen sich zu einem Grinsen verzogen, blieb sein Blick verstört. »Gut so! Meine kleine Lucy wird sich freuen! Was für ein hübsches Sträußchen!«

Und er führte die paar welken Blumen an sein Gesicht; wie in einem Rausch atmete er ihren abwesenden Duft.

»Sie wird überglücklich sein, im tiefen Winter Veilchen zu bekommen! Also los!«

Er ging zum Quai hinunter, überquerte den Pont-Royal, drang bis zum Viertel des Invalidendoms und der École militaire vor (diesen Namen hatte es behalten), und zwei Stunden nachdem er sein Zimmer in der Rue Grange-aux-Belles verlassen hatte, erreichte er die Rue des Fourneaux.

Sein Herz klopfte heftig; er spürte weder Kälte noch Müdigkeit.

»Ich bin sicher, daß sie auf mich wartet! Es ist so lange her, daß ich sie gesehen habe!«

Dann kam ihm eine Überlegung in den Sinn.

»Ich will auf keinen Fall während des Abendessens auftauchen!« dachte er. »Das würde sich nicht schicken! Sie müßten mich dann einladen! Wie spät ist es denn?«

»Acht Uhr«, antwortete die Kirche Saint-Nicolas, deren klar umrissene Turmspitze in die Luft ragte.

»Ach!« fuhr der junge Mann fort. »Um diese Zeit haben alle schon gegessen!«

Er steuerte auf die Nummer 49 zu und klopfte leise an die Haustür, um die Bewohner zu überraschen.

Die Tür öffnete sich. Er war schon im Begriff, die Treppe hinaufzustürzen, da hielt ihn der Hausmeister zurück.

»Wo wollen Sie hin?« fragte dieser und musterte ihn von Kopf bis Fuß.

»Zu Monsieur Richelot.«

»Der ist nicht hier.«

»Was soll das heißen! Der ist nicht hier!«

»Er ist nicht mehr hier. Wenn Ihnen das besser gefällt.«

»Monsieur Richelot wohnt nicht mehr hier?«

»Nein! Fortgegangen!«

»Fortgegangen?«

»Vor die Tür gesetzt!«

»Vor die Tür«, rief Michel.

»Das war auch einer dieser Sonderlinge, die nie einen Sou haben, wenn die Miete fällig ist. Er wurde gepfändet.«

»Gepfändet«, sagte Michel und zitterte an allen Gliedern.

»Gepfändet und hinausgeworfen.«

»Wo ist er hin?« fragte der junge Mann.

»Das ist mir unbekannt«, antwortete der Regierungsbedienstete, der in diesem Viertel bloß der neunten Klasse angehörte.

Plötzlich fand sich Michel auf der Straße wieder, ohne genau zu wissen, wie er dahin gekommen war; die Haare standen ihm zu Berge; er fühlte, wie sein Kopf sich drehte, und sah furchterregend aus.

»Gepfändet«, wiederholte er im Davonlaufen. »Verjagt! Also ist ihm kalt, also hat er Hunger.«

Und als der Unglückliche daran dachte, daß nun alles, was er liebte, wahrscheinlich litt, verspürte auch er wieder jene Schmerzen von Hunger und Kälte, die er vergessen hatte!

»Wo sind sie! Wovon leben sie! Der Großvater hatte nichts, er ist bestimmt

aus dem Gymnasium verwiesen worden! Sein Schüler hat ihn im Stich gelassen, dieser Feigling! Dieser Schuft! Wenn ich ihn nur kennen würde!«

»Wo sind sie?« wiederholte er ohne Unterlaß. »Wo sind sie?« fragte er vorübereilende Passanten, die ihn für einen Verrückten hielten.

»Vielleicht hat sie geglaubt, ich ließe sie in ihrem Elend allein.«

Bei diesem Gedanken spürte er, wie seine Knie nachgaben; beinahe wäre er auf den harten Schnee gefallen; mit verzweifelter Anstrengung hielt er sich aufrecht; er konnte nicht gehen: er rannte; ein Übermaß an Schmerz ruft solche Anomalien hervor.

Er rannte immer weiter, ohne Ziel und ohne Gedanken; mit einem Mal erkannte er die Gebäude der *Bildungskreditbank!* Voller Abscheu lief er davon.

»Ach!« rief er. »Die Wissenschaft! Die Industrie!«

Er kehrte um. Eine Stunde lang irrte er inmitten all der Armenhäuser umher, die in diesem Teil von Paris zusammengepfercht sind, dem Heim für Kranke Kinder, für Junge Blinde, dem Krankenhaus Marie-Thérèse, dem Findelhaus, dem Entbindungsheim, den Krankenhäusern du Midi, de la Rochefoucauld, Cochin, Lourcine; dieser Stadtteil des Leidens ließ ihn nicht entkommen.

»Ich will doch nicht da hinein!« sagte er sich, als hätte ihn eine Kraft vorwärts getrieben.

Plötzlich stieß er gegen die Mauern des Friedhofs von Montparnasse.

»Dann schon lieber hierher«, dachte er.

Wie ein Betrunkener streifte er um diesen Totenacker.

Schließlich erreichte er, ohne es zu bemerken, den Boulevard de Sébastopol am linken Flußufer, kam an der Sorbonne vorüber, wo Monsieur Flourens nach wie vor mit größtem Erfolg seine Vorlesung hielt, immer noch feurig, immer noch jung.

Endlich stand der arme Wahnsinnige auf dem Pont Saint-Michel; der scheußliche Brunnen, ganz unter einer Eiskruste versteckt, ganz unsichtbar, zeigte sich so in seiner günstigsten Gestalt.

Michel schleppte sich dahin, folgte dem Quai des Augustins bis zum Pont-Neuf, und dort begann er mit wirrem Blick auf die Seine zu starren.

»Schlechtes Wetter für die Verzweiflung!« schrie er. »Man kann sich nicht

einmal ins Wasser stürzen.«

Tatsächlich war der Fluß vollkommen zugefroren; Fahrzeuge konnten ihn gefahrlos überqueren; zahlreiche Verkaufsstände ließen sich tagsüber auf ihm nieder, und hier und da wurden große Freudenfeuer entzündet.

Die herrlichen Bauarbeiten des Seine-Staudammes verschwanden unter den Schneemassen; dieser war die Verwirklichung einer Idee Aragos aus dem 19. Jahrhundert; durch den aufgestauten Fluß hatte die Stadt Paris auch bei niedrigstem Wasserstand eine Kraft von viertausend Pferden zu ihrer Verfügung, die nichts kostete und immer arbeitete.

Die Turbinen hoben zehntausend Zoll Wasser in fünfzig Meter Höhe; und ein Zoll Wasser bedeutet zwanzig Kubikmeter je vierundzwanzig Stunden. Deshalb bezahlten die Einwohner für das Wasser hundertsiebzigmal weniger als früher; für drei Centime bekamen sie tausend Liter, und jeder konnte pro Tag über fünfzig Liter Wasser verfügen.

Außerdem stand in den Leitungen immer Wasser bereit, die Straßen wurden mit Spritzrohren besprengt, und jedes Haus war im Brandfall ausreichend mit Wasser versorgt, das unter einem sehr hohen Druck stand.

Während Michel auf den Staudamm kletterte, hörte er das dumpfe Dröhnen der Turbinen von Fourneyron und Koechlin, die auch unter der Eiskruste immer noch weiterarbeiteten. Aber hier machte er unentschlossen kehrt, denn offensichtlich kam ihm ein Gedanke, der ihm selbst noch nicht ganz klar war; er stand vor dem Institut de France.

Da fiel ihm ein, daß die französische Akademie nur mehr einen einzigen Literaten zählte; daß, nach dem Beispiel von Laprade, der Sainte-Beuve Mitte des 19. Jahrhunderts als Wanze tituliert hatte, sich später zwei andere Akademiemitglieder den Namen jenes genialen kleinen Mannes gaben, von dem Sterne im *Tristram Shandy* spricht, Bd 1, Kap. 21, S. 156, Ausgabe 1818 von Ledoux und Teuré; da die Literaten ganz entschieden ungezogen wurden, nahm man schließlich nur mehr hohe Herren.

Der Anblick dieser abscheulichen Kuppel mit ihren gelblichen Streifen tat dem armen Michel weh, und er ging die Seine wieder hinauf; über seinem Kopf liefen elektrische Drähte kreuz und quer durch den Himmel, die von einem Ufer zum anderen reichten und eine Art riesiges Spinnennetz bis hinüber zur Polizeipräfektur spannten.

Er rannte davon, allein auf dem eisigen Fluß; und der Mond warf seinen

Schritten einen gewaltigen Schatten voraus, der seine Bewegungen in übergroßen Gebärden wiederholte.

Er folgte dem Quai de l'Horloge, am Justizpalast vorbei; er überquerte den Pont au Change, unter dessen Bögen riesige Eiszapfen hingen; er ließ das Handelsgericht hinter sich, den Pont Notre-Dame, den Pont de la Réforme, der sich unter seiner langen Spannweite zu beugen begann, und kehrte dann auf den Quai zurück.

Er fand sich am Eingang des Leichenschauhauses wieder, das den Lebenden wie den Verstorbenen Tag und Nacht offenstand; automatisch ging er hinein, als würde er hier nach Menschen suchen, die ihm teuer waren; er betrachtete die steifen, grünlichen, aufgeblähten Toten, die auf den Marmortischen lagen; in einer Ecke sah er den elektrischen Apparat, der dazu bestimmt war, Ertrunkene, denen noch ein kleiner Funke Leben geblieben war, in dieses zurückzurufen.

»Schon wieder die Elektrizität«, rief er.

Und er lief davon.

Notre-Dame stand vor ihm; ihre Fenster waren strahlend hell erleuchtet; feierliche Gesänge drangen heraus. Michel betrat die alte Kathedrale. Die Andacht ging zu Ende. Michel, der aus dem Dunkel der Straße kam, war geblendet!

Auf dem Altar glitzerten elektrische Lichter und aus der Monstranz, die von der Hand des Priesters hochgehoben wurde, schlüpften Strahlen von derselben Beschaffenheit!

»Immer wieder die Elektrizität«, wiederholte der Unglückliche, »sogar hier!«

Und er lief davon. Aber nicht schnell genug, um nicht auch noch die Orgel unter der von der *Katakombengesellschaft* gelieferten Preßluft aufheulen zu hören!

Michel wurde verrückt; er wähnte den Dämon der Elektrizität auf seinen Fersen, schlug noch einmal den Quai de Grèves ein, stürzte sich in ein Labyrinth verlassener Straßen, stand plötzlich auf der Place Royale, wo die Statue Victor Hugos die von Ludwig XV. vertrieben hatte, entdeckte vor sich den neuen Boulevard Napoléon IV, der sich bis zu jenem Platz erstreckte, von dessen Mitte aus Ludwig XIV. im Galopp auf die Banque de France zustürmt, und mit einem Bogen setzte er dann über die Rue Notre-Dame des Victoires seinen Weg fort.

An einer Fassade in jener Straße, welche die Place de la Bourse auf einer Seite

begrenzt, erblickte er eine Marmortafel, auf der in goldenen Buchstaben folgende Worte zu lesen standen:

HISTORISCHES DENKMAL.

IM

VIERTEN STOCK DIESES HAUSES

LEBTE

VON 1859 BIS 1862

VICTORIEN SARDOU.

Endlich stand Michel vor der Börse, der Kathedrale der Gegenwart, dem Tempel aller Tempel; das elektrische Zifferblatt zeigte Viertel vor zwölf.

»Die Nacht geht nicht weiter«, sagte er sich.

Er marschierte bis zu den Boulevards hinauf. Dort warfen die Kandelaber einander ihre grell weißen Lichtbündel entgegen, und durchscheinende Werbetafeln, auf welche die Elektrizität in feuriger Schrift Reklamesprüche schrieb, funkelten an den Siegessäulen.

Michel schloß die Augen; er tauchte in einer gewaltigen Menschenmenge unter, die von den Theatern ausgespien wurde; er kam auf die Place de l’Opéra und sah diese ganze elegante und verwöhnte Meute der Reichen, die in ihrem Kaschmir und ihren Pelzen der Kälte trotzten; er wich der langen Schlange der Gasfahrzeuge aus und entwischte durch die Rue Lafayette.

Vor ihm lag ein gerader Weg von eineinhalb Meilen.

»Vor all diesen Leuten fliehen«, sagte er sich.

Und er stürzte los, schleppte sich, fiel immer wieder hin, stand verletzt, aber ohne jedes Gefühl von Schmerz wieder auf; eine Kraft außerhalb seiner selbst hielt ihn aufrecht.

Je weiter er vorwärtskam, desto dichter wurden Stille und Verlassenheit um ihn herum. Doch in der Ferne sah er noch so etwas wie ein riesiges Licht; er vernahm einen fürchterlichen Krach, der mit nichts zu vergleichen war.

Trotzdem ging er weiter; schließlich geriet er mitten in einen grauenhaften,

betäubenden Lärm und kam zu einem riesigen Saal, in dem leicht zehntausend Menschen Platz fanden und auf dessen Giebelseite in Flammenbuchstaben folgende Worte zu lesen standen:

ELEKTRISCHES KONZERT.

Ja! Elektrisches Konzert! Und was für Instrumente! Nach einem ungarischen Verfahren spielten zweihundert Klaviere, die mit Hilfe von elektrischem Strom miteinander verbunden waren, unter der Hand eines einzigen Künstlers zusammen! Ein Klavier mit der Kraft von zweihundert Klavieren!

»Fort von hier! Fort!« schrie der Unglückliche, verfolgt von diesem hartnäckigen Dämon. »Weg aus Paris! Weg aus Paris, dann werde ich vielleicht Ruhe finden!«

Und er schleppte sich auf den Knien weiter! Nach zwei Stunden des Kampfes gegen seine eigene Schwäche erreichte er das Becken von La Villette, hier verlief er sich, und während er glaubte, in Richtung Porte d'Aubervilliers zu gehen, schlug er die endlose Rue Saint-Maur ein; eine Stunde später bog er um die Ecke des Jugendgefängnisses, an der Kreuzung zur Rue de la Roquette.

Hier bot sich ihm ein gräßliches Schauspiel! Ein Schafott wurde gerade gebaut! Für Tagesanbruch war eine Hinrichtung in Vorbereitung.

Das Gerüst war unter den Händen der singenden Arbeiter fast vollendet.

Michel wollte vor diesem Anblick fliehen, doch er stieß gegen eine offene Kiste. Als er sich wieder erhob, sah er eine elektrische Batterie.

Sein Verstand begann wieder zu arbeiten! Nun begriff er. Es wurde nicht mehr geköpft. Heute vernichtete man durch einen Stromschlag. Damit äffte man die himmlische Vergeltung besser nach.

Michel stieß einen letzten Schrei aus und verschwand.

Von der Kirche Sainte-Marguerite schlug es vier.

Siebzehntes Kapitel

Et in pulverem reverteris

Was wurde während der restlichen Nacht aus dem Unglücklichen? Wohin

lenkte der Zufall seine Schritte? Lief er ziellos umher, ohne diese unselige Hauptstadt, dieses verfluchte Paris hinter sich lassen zu können? Unlösbare Fragen!

Es ist anzunehmen, daß er unaufhörlich in diesen zahllosen Straßen herumirrte, die rund um den Friedhof Père-Lachaise verlaufen, denn der alte Totenacker lag mitten in den Wohnbezirken. Die Stadt erstreckte sich im Osten bis zu den Bollwerken von Aubervilliers und Romainville.

Wie dem auch sei, als die Wintersonne über dieser weißen Stadt aufging, stand Michel auf dem Friedhof.

Er hatte nicht mehr die Kraft, an Lucy zu denken; seine Sinne erstarrten in der Kälte; er glich einem Gespenst, das zwischen den Gräbern umherstreift und nicht einem Fremden, denn er fühlte sich zu Hause.

Er ging den großen Weg hoch und bog dann nach rechts in die feuchten Alleen des unteren Friedhofs ein; die schneebeladenen Bäume vergossen über den herrlichen Gräbern Tränen; nur die senkrechten Steine, die der Schnee verschont hatte, zeigten dem Blick die Namen der Toten.

Bald schon tauchte das verfallene Grabmal von Héloïse und Abaelard auf; drei Säulen, die einen beschädigten Querbalken trugen, standen noch aufrecht, wie die Grecostasis des Forum Romanum.

Michel schaute um sich, ohne richtig zu sehen; da er aber ein Stück weiter die Namen Cherubini, Habeneck, Chopin, Massé, Gounod, Reyer las – in einem Winkel, der jenen vorbehalten war, die von der Musik gelebt hatten, die vielleicht an ihr gestorben waren! –, machte er sich wieder auf den Weg.

Er ging an einem Namen vorüber, der sich ohne Datum, ohne eingemeißelte Trauerworte, ohne Wahrzeichen, ohne Prunk in den Stein gefressen hatte, an einem von der Zeit geachteten Namen, La Rochefoucauld.

Dann betrat er ein Dorf aus Gräbern, die herausgeputzt waren wie holländische Häuser, mit ihren blanken Gitterzäunen davor und ihren vom Bimsstein glattgescheuerten Stufen. Das machte ihm Lust einzutreten.

»Und vor allem hier drinnen zu bleiben«, dachte er, »und sich für immer hier auszuruhen.«

Diese Gräber, die einem sämtliche architektonischen Stile in Erinnerung riefen, griechische, römische, etruskische, byzantinische, lombardische, gothische, Gräber der Renaissance und des 20. Jahrhunderts, schlossen sich in

einem Geist der Gleichheit zusammen; die Einheit lag in diesen Toten, die alle wieder zu Staub geworden waren, ob unter Marmor, Granit oder einem Kreuz aus schwarzem Holz.

Der junge Mann ging immer noch weiter; nach und nach stieg er den Trauerhügel hinauf und stützte sich, vor Müdigkeit wie zerschlagen, auf das Mausoleum von Béranger und Manuel; dieser Steinkegel ohne Schmuck und ohne Bildhauerarbeit stand immer noch aufrecht da wie die Pyramide von Gizeh, über den beiden im Tod vereinten Freunden.

Nur zwanzig Schritte entfernt wachte General Foy über sie und schien sie, in seine marmorne Toga gehüllt, noch immer zu beschützen!

Plötzlich kam dem Unglücklichen der Einfall, unter diesen Namen auf die Suche zu gehen; kein einziger jedoch sprach zu ihm über jene, die in ihrer Zeit geachtet worden waren; viele waren unleserlich, sogar einige der prunkvollsten, die sie umgebenden Embleme verschwunden, vereinte Hände auseinandergerissen, Wappen zerbröckelt auf diesen ihrerseits toten Gräbern!

Dennoch ging er weiter, verlief sich, kehrte um, stützte sich auf die Eisengitter, sah verschwommen Pradier, dessen *Melancholie* aus Marmor zu Staub zerfiel, Desaugier, in seinem bronzenen Medaillon verstümmelt, und auch den Gedenkstein, den seine Schüler für Gaspard Monge errichtet hatten, und das verhüllte Klageweib von Etex, das sich noch immer an Raspails Grab klammerte.

Als er noch weiter hinaufging, kam er an einem imposanten Denkmal vorbei, in reinem Stil, aus stolzem Marmor, umschlungen von leicht bekleideten Mädchen, die um seinen Fries herumliefen und -sprangen, und er las:

FÜR CLAIRVILLE

SEINE DANKBAREN MITBÜRGER.

Er ging vorüber. Nicht weit entfernt war das unvollendete Grabmal von Alexandre Dumas zu sehen, der sein ganzes Leben hindurch für die Gräber der anderen Almosen gesammelt hatte!

Hier befand er sich im Viertel der Reichen, die sich noch den Luxus prächtiger Apotheosen leisteten; hier mischten sich die Namen ehrbarer Frauen sorglos unter die Namen berühmter Kurtisanen, solcher, die es verstanden hatten, sich

für ihre alten Tage ein Mausoleum zusammenzusparen; manche dieser Monumente hätte man leicht für übel beleumundete Häuser halten können. Ein Stück weiter stieß man auf die Gräber von Schauspielerinnen, welche die Dichter ihrer Zeit selbstgefällig mit tränenreichen Versen bestreut hatten.

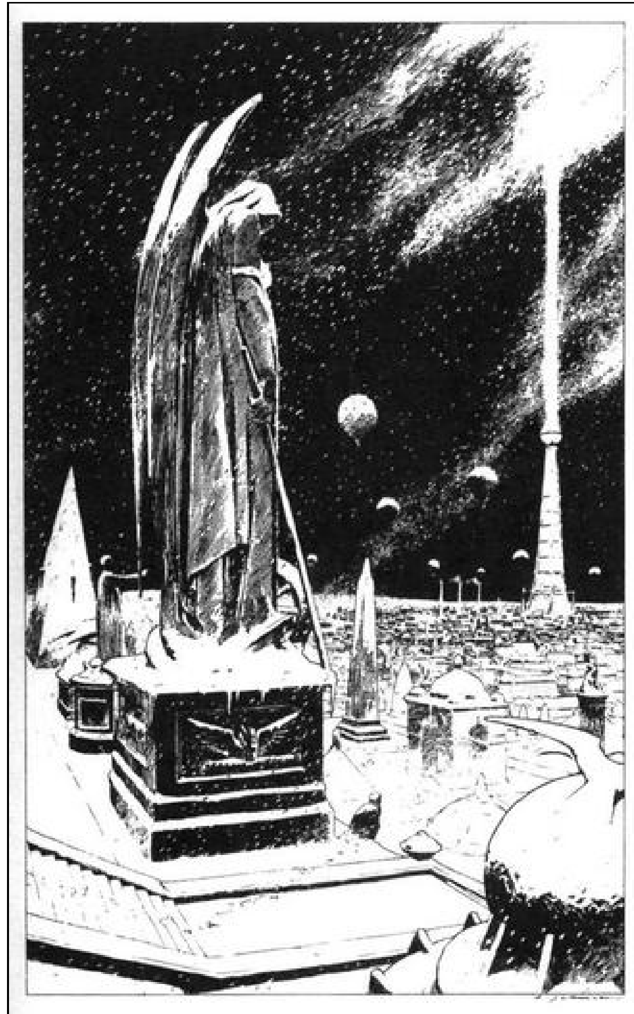
Schließlich schleppte sich Michel bis zum anderen Ende des Friedhofs, dorthin, wo ein herrlicher Dennery in einem theatralischen Grabmal den ewigen Schlaf schlief, ganz in der Nähe des einfachen schwarzen Holzkreuzes von Barrière, dorthin, wo sich die Dichter wie in der Ecke von Westminster ein Stelldichein gaben, dorthin, wo Balzac, wenn er aus seinem steinernen Leichentuch heraustrat, noch immer auf sein Standbild wartete, dorthin, wo Delavigne, Souvestre, Bérat, Plouvier, Banville, Gautier, Saint-Victor und noch hundert andere nicht mehr waren, nicht einmal mehr ihre Namen.

Weiter unten sah der auf seiner Grabstele verunstaltete Alfred de Musset, wie an seiner Seite die Weide starb, um die er in seinen zärtlichsten und klagendsten Versen gebeten hatte.

In diesem Augenblick kehrte das Denkvermögen des Unglücklichen zurück; der Veilchenstrauß fiel ihm aus der Brusttasche; er hob ihn auf und legte ihn unter Tränen auf das Grab des verlassenen Dichters.

Dann stieg er noch weiter hinauf, immer weiter, zurückdenkend und leidend, bis er durch eine Lichtung zwischen Zypressen und Weiden hindurch Paris erblickte.

Ganz hinten erhob sich der Mont Valérien, rechts Montmartre, immer noch auf den Parthenontempel wartend, den die Athener auf dieser Akropolis erbaut hätten, links das Pantheon, Notre-Dame, die Sainte-der Invalidendom und noch weiter entfernt der Leuchtturm im Hafen von Grenelle, der seine lange Spitze fünfhundert Fuß hoch in die Lüfte schleuderte.



Unterhalb davon Paris und seine hunderttausend dicht aneinandergedrängten Häuser, zwischen denen die herausgeputzten Schlote von zehntausend Fabriken emporragten.

Noch tiefer der untere Friedhof; von hier aus wirkten manche Gräbergruppen wie kleine Städte mit ihren Straßen, Plätzen, Häusern und ihren Läden, Kirchen, Kathedralen, die aus stolzeren Grabmälern bestanden.

Und schließlich darüber die armierten Blitzableiterballons, die dem Blitz jeden Grund raubten, in ungeschützte Häuser einzuschlagen, und ganz Paris seinen verheerenden Wutausbrüchen entriß.

Allzu gern hätte Michel die Seile abgeschnitten, an denen sie befestigt waren, damit die Stadt unter einer feurigen Sintflut zugrunde gehe!

»Ach! Paris!« rief er mit einer verzweifelten Geste des Zorns.

»Ach! Lucy!« murmelte er und sank bewußtlos in den Schnee.